

5. Sonntag Im Jahreskreis C - Kernkompetenz: Leidenschaft für Christus Antrittspredigt am 4.2.2007 in Eltville

Liebe Schwestern und Brüder,

„hier bin ich“ - das Jesaja-Wort hat mich natürlich daran erinnert, dass ich es vor 15 Jahren ausdrücklich selbst gesagt habe, bei der Priesterweihe. Leise wurde es seitdem immer wieder nachgesprochen. In den letzten Monaten noch einmal lauter: Ja, hier bin ich, sende mich. Da waren dann auch noch zwei Begleitfragen verbunden: wohin geht es? Und: wozu?

Die erste Frage ist scheinbar schnell zu beantworten: in den Rheingau, 4 Gemeinden, prächtige Kirchen, guter Wein. Aber dann: viele Traditionen, Jahrhunderte alt. Zwar ein Pastoraler Raum, aber so einfach lässt ich da nichts zusammenfassen. Hinter diesem Teil der Antwort höre ich dann einen versteckten Appell an den Frankfurter: hier ist alles anders!

Wozu sendet ER - denn davon gehe ich aus, dass es Christus ist, der sendet, gerade auch durch den Bischof. Im heutigen Evangelium finde ich dazu eine ganz entscheidende Antwort: Nach einer erfolglosen Nacht erlebt Petrus einen wunderbaren Fischfang und weiß auch, wem er das zu verdanken hat. Die Erschütterung ist groß. Darauf erhält er den entscheidenden Auftrag: Du sollst jetzt Menschen „fangen“ - aber dieses „fangen“ ist eine zu ungenaue deutsche Übersetzung: *^oypeco*, lebend fangen, ins Leben hinein fangen. Da hat nicht mal eben ein Fischer sein Interessengebiet verlagert. Da geht es um etwas ganz anderes: Andere ins Leben hinein führen, und das ist ganz konkret: in die Beziehung, in die Freundschaft mit Christus. Das ist nicht auf Petrus beschränkt, auch nicht auf den Priester. Das ist das Schönste, das Beste, was Jüngerinnen und Jünger Jesu den Menschen, damals wie heute, ermöglichen können. Leben, Leben mit Christus, dem Freund.

Liebe Schwestern und Brüder, das ist die entscheidende Antwort auf die Frage, wozu Er mich, uns sendet. Viele Menschen heute haben Hunger und Durst nach Lebenssinn, nach der Erfahrung, dass es jemanden gibt, der wirklich trägt. Dafür sind wir Kirche, im Bistum, hier im Rheingau.

Die Menschen lassen sich nicht mehr einfach überzeugen, fangen, am wenigsten von Traditionen. Da muss etwas anderes her. Und da gibt es dann gerade auch in der Kirche die Versuchung, möglichst modern dem Menschen entgegenzukommen bzw. erst einmal alles auf den Prüfstand zu stellen: Da wird von Kerngeschäft gesprochen, von Erfolgskontrolle, Management. Das kann Angst machen. Ja, durchaus, vor allem, wenn ganz modern die entscheidende Frage gestellt wird: Wo ist denn eure Kernkompetenz?! In der Kirche können wir viel machen, das Entscheidende müssen wir uns aber schenken lassen: Das Leben mit Christus, die Leidenschaft für Ihn, die Sendung, die ER dadurch jedem von uns verleiht.

Liebe Gemeinde, lassen Sie uns gemeinsam diese Begeisterung für Christus leben und dabei von den Traditionen lernen. Aber lassen Sie uns dabei richtig tief bohren, da liegt gerade in unserem Pastoralen Raum Eltville ein Schatz verborgen oder besser: da gibt es Zeugnisse, die von einer leidenschaftlichen Freundschaft zu Christus erzählen: Kloster Eberbach und sein Gründer Bernhard. Ich freue mich darauf.

Ich möchte auch danken: den Mitbrüdern für euer Kommen. Manche begleiten mich als Freunde schon viele Jahre. Tut mir einen Gefallen: Erinnert mich immer wieder an das, was ich heute sagte, fragt nach. Ich danke den Menschen aus St. Antonius in Rödelheim, bei denen ich die ersten Gehversuche als Pfarrer tun durfte. Euch, den

Freunden, danke ich von Herzen, ohne Euch wäre ich nicht der, der ich bin. Meinen Eltern, denen ich schon wider einen Ortswechsel zumute - bitte helfen Sie mit, dass sie sich hier einfühlen können.

Ich danke Ihnen, den 4 Gemeinden und den Gremien, den Mitarbeitern und dem Kaplan für das Willkommen. Bitte helfen Sie mir beim Eingewöhnen. Den Riesling habe ich schon als sehr wohlschmeckend kennengelernt, jetzt möchte ich entdecken, wo er herkommt.

6. Sonntag im Jahreskreis C - 2007 Lk 6, 17.20-26: Seligpreisungen

Liebe Schwestern und Brüder,

wann bin ich glücklich? Wann war ich es zuletzt? Wir würden jetzt wahrscheinlich eine ganze Menge ganz unterschiedlicher Antworten hören können: Manche würden sagen, dass sie lange nicht mehr richtig glücklich waren; andere haben erst kürzlich etwas sehr glücklich Machendes erlebt, so dass sie jetzt noch sagen können: ja, ich bin glücklich. Andere sind nur traurig und kennen das Glück kaum noch.

In all den unterschiedlichen Erfahrungen und Anlässen, die dazu führen, dass wir glücklich sind, werden wir aber kaum hören: ich bin glücklich, weil ich gerade krank bin, arbeitslos, in einer Lebenskrise. Natürlich, aus dem Abstand heraus kann ich möglicherweise sagen, dass eine schwere Zeit doch letztlich etwas Gutes hatte, aber im Moment des Schweren ist das Glückliche mir eher fern.

Und damit bin ich mitten in den Seligpreisungen des heutigen Evangeliums. Vielen, auch NichtChristen, sind sie bekannt. Sie gehören gleichsam zu den Grundtexten des Christentums. Aber in all der Hochschätzung des Textes: Wird darin nicht gerade das zugesprochen oder auch behauptet, was unsere Erfahrung erst einmal nicht deckt: Arme, Hungrige, Weinende sind glück-selig?

Schauen wir uns den Text genauer an: Das Neue Testament überliefert uns die Seligpreisungen in zwei Versionen. Da gibt es eine längere Fassung in der sogenannten „Bergpredigt“ bei Matthäus. Und dann die eben Gehörte als Teil der Feldrede bei Lukas.

Mich persönlich spricht die Fassung bei Lukas mehr an, denn es heißt dort: „Selig seid ihr...“ und nicht: „Selig sind, die...“. Jesus spricht also direkt die an, die zu ihm gehören, seine Jünger. Wir feiern jetzt Liturgie, also ist es klar, zu wem Er spricht: zu uns, zu mir!

Jesus spricht mich an. Aber was sagt Er mir denn? *ΜοκΚορπιοα*, glücklich, selig preisen: 33mal kommt das Wort in den Evangelien vor: Maria sagt es im Magnifikat; Jesus preist die selig, die an Ihm keinen Anstoß nehmen; Petrus wird wegen des Messiasbekenntnisses selig gepriesen. Wer diesem Wort „selig“ nachgeht, der merkt: es meint nicht einfach das Gegenteil von „unglücklich“, so wie „satt“ das Gegenteil von „hungrig“ ist, „arm“ von „reich“, „fröhlich“ von „traurig“. Ja noch mehr: die Menschen, die selig gepriesen werden, die spüren davon gar nichts, die spüren nicht mehr, als andere auch.

Selig - dieses Wort sagt in erster Linie etwas über Gott aus: Es sagt, dass der Mensch, dass ich einen besonderen Wert bei Gott habe. Dir gilt die besondere Zusage Gottes. Selig bist du, wenn Du arm bist, traurig, hungrig - und jetzt lassen Sie uns das mit allem ergänzen, was hier jeder und jede in den Gottesdienst mitbringt: meine Unzufriedenheit, meine Trauer, meine Verletzung, den Streit von gestern, das, was ich mit niemandem besprechen kann, weil ich mich schäme.

Selig bist Du - ich bin da, an Deiner Seite, als Dein Freund, gerade dann, wenn Du Deine Einsamkeit besonders spürst. Darum geht es. Gott ist es nicht egal, wie es dem Einzelnen geht! Und so sagen die Seligpreisungen auch etwas über mich, sie fordern mich heraus: Lasse ich es zu, mich Gott zu überlassen? Mich Ihm anzuvertrauen? An dieser Stelle setzen die „Wehe-Rufe“ ein, die wir schon in der 1. Lesung bei Jeremia hörten. Sie drücken nicht einfach göttlichen Unwillen aus,

sondern ebenso sehr göttlichen Schmerz: Warum verlasst Ihr Euch auf Euch selbst, begnügt Euch mit Eurer scheinbaren Satttheit? Es gibt mehr, mehr Leben, wenn Ihr Euch dem Leben gegenüber öffnet, auch dem Schweren und Leidvollen. Da ist Leben drin, mehr als Du denkst - schaut doch, ich hänge doch da drin! Und daraus kommt Leben, wenn Du mich handeln lässt!

Liebe Schwestern und Brüder, ich brauche als Ihr neuer Pfarrer diese Zusage nicht weniger, als jeder von Ihnen auch. Lassen wir IHN handeln, dann kann es geschehen, die Wandlung: von Brot und Wein, von Herz und Verstand. Amen.

7. Sonntag im Jahreskreis C - 2007 Lk 6, 27-38: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“

Liebe Schwestern und Brüder,

so sagen wir. Und mit diesem Bildwort drücken wir einmal ein Verhältnis aus, nämlich Apfelbaum und Apfel, und dann ebenso die Folgen dieser Beziehung, die Konsequenzen, die sich im Reden, Handeln, Denken zeigen: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, klar, wer mich groß gezogen hat oder sehr beeindruckt, der prägt mich, ob ich will oder nicht, und manches, das mir möglicherweise gar nicht so bewusst ist, gibt Zeugnis davon: eine bestimmte Handbewegung, eine Redewendung, eine Haltung beim Gehen, eine bestimmte Meinung über ein besonderes Thema.

Vielleicht haben Sie noch so manchen Satz des Evangeliums im Kopf. Es scheint ein Forderungskatalog zu sein, und wer könnte von sich sagen, dass er ihn erfüllt?! Möglicherweise beginnt auch schon das Abwägen: Na ja, prinzipiell hat Jesus ja Recht, wäre schön, wenn das alles so wäre, aber in einer Welt, die so ist, wie sie ist, ist das oft schwer, dem Gegner, dem Feind so nur mit der Nächstenliebe „bewaffnet“ zu begegnen. Für die vielen Konflikte, die es zwischen Völkern und Nationen gibt, wünschen wir es uns. In politischen Auseinandersetzungen, die wir täglich präsentiert bekommen, wäre es ein wichtiges Zeichen. Ich weiß noch nicht so gut, wie das hier im Rheingau ist, aber bei einem nächtlichen Gang durch eine weniger belebte Ecke Frankfurts kann man schon an die eigene Grenze der Feindesliebe kommen! Schon sind wir wieder dabei, die Forderungen abzuschwächen und damit gehen wir wieder einmal an dem vorbei, was uns alle drei Lesungen des heutigen Sonntags sagen wollen:

In der 1. Lesung schont David, der zukünftige König, seinen Verfolger und Noch-König Saul. Seine Tat hat nichts mit einer allgemeinen Menschenliebe zu tun; mit seinen Feinden wird er später als König nicht zimperlich umgehen. Nein, seine Begründung ist entscheidend: „Wer hat je die Hand gegen den Gesalbten des Herrn erhoben und ist ungestraft geblieben?“ Die Beziehung Davids zu Gott führt dahin, dass er anerkennt, dass dieser Saul unter einem besonderen Schutz Gottes steht - auch wenn David das nicht ganz verstehen mag, auch wenn Saul sich dieses Privilegs nicht würdig erweist. Ganz egal. Ausdruck der Beziehung zwischen Gott und David ist die Achtung vor dem, was Gott heilig ist!

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm - Paulus knüpft in seinem 1. Korintherbrief, aus dem wir in der zweiten Lesung hörten, an diesem Gedanken an: Er spricht von Irdisch und Überirdisch, also: Bisher war es so, dass ein Mensch dachte, handelte, redete wie Adam. Da gab es Auge um Auge, Zahn um Zahn, da gab es Vergeltung, da wurden Feinde ausgerottet. Wer jedoch an Christus Maß nimmt, muss so leben, wie es dieser Beziehung entspricht, d.h. er soll erst einmal erkennen, was Gott wichtig ist, er soll das Handeln, Denken und Reden nachahmen - denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Wenn wir so jetzt aufs Evangelium schauen, wird deutlich, worum es eigentlich geht: Nicht darum, Dieses und Jenes zu tun, sondern darum, Maß zu nehmen an der Haltung Gottes. Das wird nicht erst aktuell im Umgang mit dem Feind. Der Alltag

zeigt so sehr, auf welchem Baum ich gewachsen bin: Was denke ich über den Menschen, der mir nicht sympathisch ist? Wie gehe ich mit Geschwätz und Gerede um? Beteilige ich mich oder versuche ich auch einmal, sanft aber bestimmt den Stecker zu ziehen? Wie ist der Umgang mit den Menschen meines Alltags? Wo kommen sie in meinem Gebet vor, denn für Gott sind sie wichtig! Auch der, der mich enttäuscht hat, der mir Schaden zugefügt hat.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Es geht hier nicht um einen moralisch erhobenen Zeigefinger. Es geht darum, an wem oder was ich selbst Maß nehme. Das kann ich nur dann, wenn ich begeistert, beeindruckt bin, wenn ich entdecke, dass hier etwas Großes ist, das den Einsatz lohnt. Das fragt dann auch nach meiner Erfahrung, die mich dann immer wieder sagen lässt: Ich bleibe hinter meinen Möglichkeiten zurück, das weiß ich, aber ich weiß auch, dass Gott mir gerade da entgegen kommt, wo ich meine Armut bekenne und sie nicht hinter falschem Stolz verberge.

Ich höre oft die Klage, dass junge Menschen von Kirche und Glauben nichts wissen wollen. Nun, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Junge Menschen sind meist sensibel und spüren, wo Werte nur oberflächlich gelebt werden. Den Mut zu haben, über eine Beziehung zu reden, die mich leben lässt, die mich beeindruckt und mich mehr und mehr verwandelt - wenn dies deutlicher wird, wird man uns mehr fragen: Woher nehmt ihr dazu die Kraft? Aus dem Stamm, von dem ich Nahrung beziehe. Amen.

2. Fastensonntag 2007 – Lesejahr C

Verklärung Jesu: Aus der Liebe des Vaters leben

Liebe Schwestern und Brüder,

„lasst euch mit Gott versöhnen“ – dieser Satz aus dem 2. Korintherbrief des Paulus steht am Eingangsportal der Fastenzeit und wir hörten ihn in der Lesung an Aschermittwoch. Mit Gott versöhnen lassen: Was bedeutet das, wie geht das? Einerseits muss das jeder für sich entdecken, andererseits können wir uns gemeinsam von den Lesungen dieser Wochen, der Liturgie, begleiten, vielleicht auch führen lassen:

Im heutigen Evangelium wird berichtet, wie Jesus drei seiner Jünger beiseite nimmt, ja noch mehr: Er steigt mit ihnen auf einen Berg. Jesus möchte seinen Jünger etwas zeigen, etwas deutlich machen. Dafür ist es nötig, dass sie die „Ebene des Alltags“ verlassen. Die Fastenzeit ist dazu eine Einladung, an jeden von uns. Wir befinden uns noch im ersten Drittel dieser Zeit, noch sind Weichen zu stellen. Der Alltag mit meinen Verpflichtungen, meiner Routine, den täglichen oft unvorhergesehenen Anforderungen: wo lebe ich und wo werde ich gelebt? Jeder von uns hat schon gemerkt, dass wir durch eine plötzliche Krankheit, eine Erkältung aus dem Alltag herausgerissen werden können und merken: die Welt dreht sich trotzdem weiter, vieles läuft auch ohne mich! Worum dreht sich mein Leben? Was ist mit meinen Träumen, meiner Sehnsucht? Wo spüre ich noch, dass Gott selbst es ist, der mit mir etwas vorhat, der mir eine Sendung anvertraut? Das kann ich nicht einfach mal so eben beantworten. Jesus steigt mit den Jüngern den Berg hinaus, er rennt nicht! Ich kann diese Fastenwochen ganz unterschiedlich gestalten: eine besondere

regelmäßige Gebetszeit, ein Verzicht auf eine bestimmte Nahrung, ein bestimmtes Luxusgut – Hauptsache, dass überhaupt etwas geschieht und mir so deutlich wird: ich verlasse die Ebene des Alltäglichen!

Mit dem Aufstieg auf den Berg verbindet Jesus einen Zweck und der wird im Evangelium genannt: um zu beten: Während Er das tut, geschieht etwas mit Ihm. Im Deutschen heißt es „Verklärung“; dieses Wort sagt ebenso viel oder wenig wie das Lateinische „Transfiguration“. Was klärt oder verklärt sich da? Einmal soll deutlich werden, dass dieser Jesus nicht ein gewöhnlicher Mensch ist: Gott selbst erscheint in Ihm. Dann aber auch dies: Jesus ist der geliebte Sohn des Vaters. Im Gebet wird sichtbar, was das heißt: Seine Leuchtkraft, Seine Energie kommen vom Vater, ja Er lebt vom Vater her. Das kennen wir doch: Freundschaft und Liebe lassen uns strahlen, machen uns froh, machen das Leben leichter, ja überhaupt erst lebenswert.

Wir glauben, dass wir als Christen Brüder und Schwestern Jesu sind – und damit Kinder des himmlischen Vaters. Das heißt: in diesem Evangelium wird auch meine Wahrheit angesprochen: Ich kann aus dieser Zuneigung des Vaters, dieser Liebe leben, die mich zum Leuchten bringen kann. Doch genau das wird immer wieder verhindert! Theologie nennt das „Sünde“, also „Sonderung“, „Absonderung“ von Gott. In der Heiligen Schrift heißt es: Christus war uns in allem gleich – außer der Sünde, der Sonderung. Er konnte in allem dem Vater vertrauen, auch im Blick auf das Kreuz! Wie sieht das bei mir aus? Wo fehlt mir dieses Vertrauen, dass Gott mich wirklich einzigartig liebt? Wo kann dieses Vertrauen nicht durch mich hindurchdringen, mich nicht „verklären“? Lasst euch mit Gott versöhnen!

Die Jünger bekommen gesagt: „Auf Ihn sollt ihr hören“. Auf Christus hören – kann ich da einfach die Heilige Schrift zur Hand nehmen? Doch dann entdecke ich, dass sie kein Rezeptbuch ist, mit dem ich meinen Alltag „anrühren“ kann. Paulus spricht

davon, dass wir uns der „Gesinnung“ Christi annähern sollen. Da hilft mir die Heilige Schrift! Gesinnung: Das kenne ich von meinen Beziehungen, den Freunden. Mich in den anderen hineindenken, hineinfühlen. Das geht auch mit Christus so – wir nennen das Gebet! Dafür brauche ich bestimmte Zeiten, Gelegenheiten, Erinnerungen, alleine oder mit dem Partner, der Familie. Die Fastenzeit bietet dafür viele Möglichkeiten.

Da kann mir auch deutlich werden, wie sehr ich immer wieder hinter meinen Möglichkeiten mit Gott zurückbleibe – die Lesungen sprechen heute zweimal von Furcht, von Ehrfurcht: das Bewusstsein des Abstandes zwischen mir und Ihm, Gott. Hier ist der Ort, um Versöhnung auch wieder ins Wort zu bringen, auch meinen Anteil an der Kommunikationsstörung mit Gott: das nennt sich Beichte, die nicht ersetzbar ist, die zur Vorbereitung auf Ostern dazu gehört.

Lassen wir uns von Jesus mitnehmen, lassen wir uns zeigen, wie groß Er von uns denkt. Amen.

3. Fastensonntag 2007 - Lesejahr C „Ich-bin-da" - Gott hat Interesse

Liebe Schwestern und Brüder,

„was braucht es zum Überleben"? Das ist durchaus nicht nur eine abstrakte Frage. Ein Kapuziner der Frankfurter Liebfrauenkirche im Herzen der City fragte dies einen der Obdachlosen, die sich regelmäßig die Woche über zum Frühstück im Kloster treffen. Er fragte ihn: „was braucht es, um als Obdachloser in Frankfurt zu überleben?" Die Antwort: „Eine Adresse!" Eine Adresse, das heißt ein Name, ein Anlaufpunkt, der verlässlich ist, gerade dann, wenn nichts mehr geht. Jemand, auf den ich mich verlassen kann - das braucht es zum Überleben.

Dieser Bericht des Kapuziners kommt mir in den Sinn, wenn ich die heutige Lesung aus dem Buch Exodus hörte: „Ich bin der ‚Ich-bin-da'", so offenbart sich Gott dem Mose. Das ist Sein Name, „Ich-bin-da" - und das meint im Hebräischen keinen abstrakten Titel, sondern ein lebendiges Mit-Sein, ein Da-Sein Gottes. Ins Lateinische könnte das Gemeinte so übersetzt werden, dass sich Gott durch ein „Inter-esse" auszeichnet, als der, der zugegen ist, der teilnimmt. Davon kommt unser Wort „Interesse". Gott hat am Menschen, an seinem Geschick Interesse - nicht abstrakt, sondern ganz konkret, immer konkret.

Im Buch Exodus kommt das sehr deutlich zum Ausdruck: „Ich habe das Elend meines Volkes gesehen" - Gott handelt, Er plant, weil Er ein Gott des Interesses ist! Das Volk Israel wäre in Ägypten umgekommen und in dieser Situation erfährt es: es gibt einen Namen, hinter dem eine verlässliche Person steht. „Ich-bin-da", ich helfe dir, ich weiß einen Weg. Auch für Mose ist das unfassbar: als Säugling wird er von seinen jüdischen Eltern ausgesetzt, am Königshof erzogen, an den er doch nicht gehört; im Affekt wird er zum Totschläger, da er sich für sein geschundenes Volk einsetzen wollte, er muss fliehen, in ein fremdes Land; dort verheiratet er sich, doch heimisch wird er nicht: seinen ersten Sohn nennt er „Gerschom", „ein Fremdling dort". Gott hat auch an ihm Interesse: ich sehe deine Not und ich brauche dich. Mose erfährt diesen Gott, der Interesse hat - das zieht ihm buchstäblich die Schuhe aus. Sein ganzes weiteres Leben wird von nun an davon geprägt sein. Wie sehr wird er darunter leiden, dass sein Volk diese Zuverlässigkeit Gottes immer wieder in Zweifel zieht, so sehr, dass auch ihn das beinahe zu vergiften droht!

Liebe Schwestern und Brüder, Gott ist einer, der da ist, der Interesse hat am Menschen. Der Mensch zieht das oft in Zweifel: Warum lässt Gott das zu, dass fromme Pilger erschlagen werden - damals bei Pilatus, heute im Irak. Warum ist der Turm eingestürzt, heute in New York, damals in Schiloach? Ist das Gottes Strafe? Manche denken so! Ist das nicht ein Beweis für die Machtlosigkeit Gottes - wenn es ihn denn überhaupt gibt? Nicht wenige denken so!

Gott ist da? Es gibt so viele Gründe, um daran zu zweifeln. Vielleicht nicht prinzipiell, aber dann doch im Konkreten: diese Krankheit, diese Krise, dieser Schicksalsschlag; ausgerechnet mein Kind, meine Arbeitsstelle; warum musste mein Leben so verlaufen? Ich vermisse so viel, ich wäre gerne anders, ein anderer. Bist Du wirklich die Adresse, die mein Leben, mein Überleben garantiert?

„Ihr alle werdet genauso umkommen, wenn ihr euch nicht bekehrt" - ein hartes Wort Jesu. Und er fügt das Bild vom Feigenbaum an, der keine Frucht bringt, obwohl er doch in optimaler Lage steht. Der Feigenbaum, Symbol des Friedens und des Glücks, bringt keine Frucht, obwohl er im Weinberg Gottes steht! So ein Irrsinn! Doch Gott lässt ihn düngen, Er gibt nicht auf! Das sagt uns Jesus und Er wirbt um mich: denn der Feigenbaum bin ich! Ich lasse es nicht zu, dass die Kraft des Bodens in mich eindringt, ich kann nicht aus dem Vertrauen leben. So viele Gründe, angeblich ganz vernünftige, sprechen dagegen, dass ich Gott ganz vertraue - und so sendere ich mich ab, sündige. Und das hat Folgen: statt fruchtbar bin ich furchtbar fruchtlos!

Lass dich mit Gott versöhnen: Gott ist einer, der da ist, Er ist die verlässliche Adresse in der Obdachlosigkeit unserer Seele. Immer wieder stehe ich am Scheideweg: Gebe ich

meinem Misstrauen nach, oder lasse ich mich fallen, im Vertrauen auf Seine Zusage:
Ich habe doch Interesse an Dir?

Amen.

4. Fastensonntag Lesejahr C - 2007

Lk 15,1-3.11-32: Die beiden Brüder

Jüngerer Bruder: Man sagte mir, du wolltest gestern Abend nicht kommen. Ich hätte dich so gerne gesehen.

J: Du sagst gar nichts. Hab ich dir was getan?

Älterer Bruder: Ja, du bist wieder gekommen. Wärst du doch geblieben, wo du warst!

J: Aber dort, wo ich war, war ich tot! Das war kein Leben. Hier, Bruder, hier ist Leben. Das hatte ich gehabt und habe es nicht gewusst. Glaub mir, hätte ich gewusst, was ich jetzt weiß, ich wäre nicht weg gegangen.

Ä: So ich Dich jetzt auch noch bedauern? Du hast dich den Ausflug ja auch was kosten lassen - sag bloß nicht, das war alles schlecht und unangenehm! Klar, als du das Geld erst einmal auf die sinnloseste Weise verprasst hattest, musstest du wieder einmal etwas tun, schlimm, nicht?! Tja, auf eigenen Füßen zu stehen ist halt mehr als sich ständig beim Tanzen im Kreise zu drehen.

J: Warum hasst du mich so?

Ä: Hassen? Ich verabscheue dich! Du hast nicht nur dein eigenes Leben mit Füßen getreten und dein Erbe verschleudert - nein, du hast mit deinem Weggang deutlich gezeigt, was du von alldem hier hältst: der Arbeit, dem Leben auf dem Hof, von mir - und vor allem von Vater.

J: Das stimmt so gar nicht! Ich wollte weg, ja, ich wollte, ich musste mein Leben in meine eigenen Hände nehmen.

Ä: Eben - weil hier für dich kein Leben war. Was waren wir denn für dich? Hast du deine Meinung nur deshalb geändert, weil das Essen hier besser schmeckt als woanders - und weil es hier genug Dumme gibt, die es dir auch noch umsonst in den Mund stopfen?!

J: Hör zu: Ich werde selbstverständlich meinen Beitrag zu dem Leben hier leisten. Ich habe gelernt, was es heißt, für das eigene Brot zu arbeiten und ich weiß es mittlerweile zu schätzen, was Vater aufgebaut hat - ich werde meinen Beitrag leisten, das bin ich mir schuldig, euch allen, und auch Vater!

Ä: Schön, dass du auch an ihn denkst!

J: Was meinst du, warum sollte ich nicht?

Ä: Du meinst, du könntest hier einfach so wieder anfangen, als wäre nichts gewesen? Der kleine Bruder ist wieder da, schön, als wäre er länger krank gewesen, jetzt geht's wieder munter weiter? Weißt du eigentlich, was du angerichtet hast? Nach deinem Fortgang hat sich für dich viel verändert - aber weiß Gott auch für uns! Die Arbeit meine ich nicht, du hast ja nie viel getan. Nein, du hast hier so viel Schmerz verursacht, so viele unruhige Nächte, so viel ungelebte Freude. Ich hatte

versucht, alles so gut und recht zu machen, wie ich konnte. Ich wollte Vater nicht auch noch enttäuschen und habe vieles nicht getan, was ich eigentlich hätte tun wollen. Ich wollte ihm alles recht machen. Doch - wenn es dann schließlich wieder einmal dazu kam, dass hier ein Fest gefeiert wurde - was nicht oft geschah - dann habe ich immer gehofft, jetzt ist es endlich wieder so wie früher. Doch ich brauchte Vater nur in die Augen zu sehen - da wusste ich, an wen er dachte! Manchmal habe ich geglaubt, dass er nicht mehr lange lebt - und ich konnte nichts tun, ich, der Trottel, der sich sonst um alles kümmert, konnte nichts tun! Hast du wirklich geglaubt, du könntest hier wieder anfangen, als sei nichts geschehen?

J: Nein, das habe ich nicht! Glaub mir, ich wollte nicht als Sohn zurückkommen, sondern als Tagelöhner. Ich wäre damit zufrieden und es wäre so recht gewesen. Weißt du, ich habe mit viel gerechnet, als ich auf dem Heimweg war: Mit Schlägen und Schreien, mit Verachtung und Fortjagen, aber nicht damit - nicht damit, dass Vater in der Tür stand und mich in die Arme nahm, bevor ich irgend etwas sagen konnte. Ich wusste, dass ich mich gegen Vater und auch gegen Gott versündigt hatte. Aber in diesem Moment - wie soll ich es sagen? In diesem Moment wurde ich beschenkt, wie noch nie! Ich erfuhr, dass all meine Schuld jetzt nicht wichtig war, sondern dass ich wichtig bin, dass ich etwas Wert bin. Ich habe das noch nie vorher erfahren! Als ich auf dem Heimweg war, wollte ich arbeiten, wie ein Tagelöhner. Jetzt wie ein Sohn. Denn ich bin heimgekommen, Heim, wie ich es vorher nicht kannte. Kannst du das verstehen?

Ä: *Wie sollte ich das? Ich bin noch nicht heimgekehrt!*

J: Was sagst du?

Ä: *Bevor du kamst dachte ich, ich sei noch nie fort gewesen. Doch merke ich seit gestern, dass ich noch nicht heimgekehrt bin!*

J: Was meinst du?

Ä: *Als Vater dich so empfing, war es, als wäre er ein fremder Mann für mich. Ich dachte, ich kenne ihn - und plötzlich wusste ich, dass ich all die Jahre damit verbracht habe, auf dich neidisch zu sein. Ich war es, der Vater dafür hasste, immer meine Pflicht tun zu müssen - dabei habe ich es nie gemusst, ich hätte hier leben dürfen mit einem Vater, der mir das Leben gönnt. Wärest du nicht heimgekehrt, hätte ich nicht anfangen müssen, mich selbst zu verachten. Das hast du mir angetan!*

J: Komm, Bruder, komm, wir gehen Heim! Ich freue mich auf seine Augen, wenn er dich sieht.

Palmsonntag 2007

Einführung zur Passion

Liebe Schwestern und Brüder,

mit der Feier des Palmsonntags ist die Fastenzeit jetzt endlich in ihre Zielgerade eingetreten. Wer uns Christen nicht kennt, der kann schon ins Grübeln kommen: feiern wir das Leiden? Passion, Bericht über das Leiden und Sterben, liturgisches „rot“ als deutlicher Hinweis auf dieses blutige Ereignis. Aber geht's uns Christen nicht ums Leben? Das wird doch der glanzvolle Höhepunkt der Heiligen Woche sein! Das ist doch auch eine Botschaft, die die Welt braucht: dass das Leben siegt. Warum dann das Leiden?

Dies genau ist die Frage, die doch auch uns Christen beschäftigt, die uns verzweifeln lässt und oft genug auch zweifeln an einem Gott, für den die „Liebe“ die Wesensbeschreibung ist.

„Warum, Gott?“ Ist dieser Schrei nicht eine der ältesten Formen des Gebetes? Hat sich Christus selbst nicht diesen Schrei zu Eigen gemacht?

Wir sprechen von der „Heiligen Woche“: da steckt „Heil“ drin und „Heilung“. Das Christentum verspricht oder feiert keine „heile“ Welt, sondern eine „geheilte“. Das ist ein Unterschied! Um geheilt zu werden, muss ich sagen, bekennen, wo etwas schmerzt, wo ich nicht mehr kann, wo ich verzweifelt bin – wie beim Arzt! Während der Fastenzeit hatten wir wieder ausdrücklich Gelegenheit, dies Gott gegenüber ins Wort zu bringen. So hörten wir an Aschermittwoch Paulus rufen: „Lasst euch mit Gott versöhnen“, bringt das ins Wort, was euch zweifeln und verzweifeln lässt, den Grund eurer Sünde, der Abkehr von Gott!

Wir hören jetzt wieder die Passion, gelesen wird sie in verteilten Rollen. Jeder von uns ist eingeladen, nicht nur zu hören, sondern seinen und ihren eigenen Platz zu bestimmen, den eigenen Ort zu erkennen, an dem er und sie steht: ist es ein zweifelnder Jünger, dem ich mich verwandt fühle? Ein wütender oder skeptischer Gegner Jesu? Gehöre ich zur jubelnden aber dann doch innerlich unbeteiligten Menge? Rührt mich die trauernde Maria? Oder bin ich etwa wie der Esel, auf dem Jesus nach Jerusalem reitet, den er dafür braucht? Wo ist mein Platz in diesem Drama, an dem mich die Barmherzigkeit Gottes erreichen will?

Gründonnerstag 2007

„Bis zur Vollendung“

Liebe Schwestern und Brüder,

mit der Feier dieses Gottesdienstes, der Feier der Heiligen Drei Tage, blicken wir in das Zentrum unseres Glaubens: wir erkennen, wer Christus ist und was Christsein heißt. Drei Tage braucht es dazu?! Ist das so furchtbar kompliziert? Nein, das ist es nicht! Ganz im Gegenteil. Wir bekommen dieses Herz unseres Glaubens in wunderschönen Gesten, eindrücklichen Bildern, Worten, liturgischen Handlungen aus ganz verschiedenen Blickwinkeln nähergebracht – kompliziert ist, dass wir das Einfache und Offensichtliche nicht mehr wahrhaben wollen, nicht glauben können:

Unsere Welt wird trotz Klimawandels immer kälter: Gleichgültigkeit herrscht, keine wirkliche Anteilnahme am anderen. Wir werden einander zunehmend fremd, nicht feindlich, sondern einfach uninteressant, egal. „Mach, was du willst, es ist mir egal, Hauptsache, Du lässt mich in Ruhe“ – allerhöchstens werde ich neidisch auf den anderen.

„Da ER die Seinen liebte, erwies Er ihnen Seine Liebe bis zur Vollendung“ – darum geht's. Was heißt das? So vieles ließe sich sagen. Aber damit würde ich doch „Eulen nach Athen“ tragen. Sie wissen es doch, wir sind doch lebendige Menschen! Selbst derjenige, der Enttäuschungen erlebt hat, weiß, was Liebe ist! Da ist doch die tiefe Sehnsucht in uns und die hört auch im Alter nicht auf. Ein anderer ist da, einer, der mich hält, der hält, was er verspricht: ich bin immer bei Dir! Aber eine Grenze ist dabei uns allen vorgegeben, die Grenze, an der einer geht und der andere bleibt, eine Grenze, die vor allem die verzweifeln lässt, die zurückbleiben.

„Ich bin bei Dir, ich trage und begleite Dich und dafür gebe ich mich für dich hin“: Die Eucharistie bedeutet nichts anderes. Unbegreiflich! Das Stückchen Brot, der Schluck Wein – dadurch berühre ich Gott? Dadurch berührt Gott mich? Für mich ist die Eucharistie zum „Lebensbrot“ geworden – auch deswegen steht heute meine Primizkerze auf dem Altar. Dem hat mein Leben als Priester zu dienen: dass Gott die Menschen berühren kann, dass Er ihnen zeigen kann, wie sehr Er sie liebt. Und wenn ich Ihn so halten darf, dann kann ich auch aushalten, dass manches nicht so ist, wie es sein soll: dass es Streit und Unfrieden gibt; dass ich an meine eigenen Unzulänglichkeiten stoße; dass Kirche immer noch zu wenig Sauerteig ist. Dass das alles noch nicht so ist, wie es sein soll – Er gibt mir dazu die Kraft, das auszuhalten, mich zu bemühen, das zu verwirklichen, was in mir steckt – ich kann das, weil Er es mir zutraut! Wer mich liebt, der traut mir etwas zu, und schenkt mir so Kraft.

„...bis zur Vollendung“, bis dahin, wohin nur echte Freundschaft und Liebe gehen kann: dorthin, wo ich selbst diese Freundschaft nicht verdiene, wo mein Egoismus größer ist, mein Misstrauen sich nicht besiegen lässt, ein restloses Vertrauen so schwer fällt. Johannes berichtet von der Fußwaschung: allen zwölf Jüngern wird dies geschenkt, allen, auch dem Verräter, auch Petrus, auch Thomas, allen Angsthasen. „Begreift ihr, was ich an euch getan habe?“

Liebe Schwestern und Brüder, unsere alltägliche Erfahrung von Freundschaft und Zuneigung hilft uns zu verstehen, was hier gemeint ist. Bitten wir darum, dass es auch in unser Herz dringt. Damit das gelingt, sieht die Liturgie heute etwas Einmaliges vor: Zwölf Gemeindemitgliedern werden die Füße gewaschen. Sie stehen stellvertretend für alle, für Christi Jüngerinnen und Jünger. Es ist Jesus selbst, der diese Handlung vollzieht. Lassen Sie das an sich geschehen, lassen Sie sich in einer Weise von Gott beschenken, wie nur Er schenken kann: „Ich bin bei Dir und nehme dich an – höre auf Dein Herz, auf Deine Sehnsucht.“

Dann werden wir wieder neu erkennen, wer Christus ist. Und was Christsein heißt: diese Nähe Gottes bekannt zu machen, durch Worte, Gesten, Zeichen, durch unser Leben. Unsere Kollekte soll letztlich auch dem dienen: den Bedürftigen unserer Gemeinden zu erkennen zu geben: Wir wissen, dass Er dich im Blick hat – wir bezeugen es Dir. Amen.

Karfreitag 2007

Bei dir aushalten

Ich möchte dir heute einen Brief schreiben, heute, an Karfreitag. Vielleicht denkst du, dass das seltsam ist. Ich hatte das eigentlich auch gar nicht vor, weil ich dir doch etwas schreiben wollte, dass dir Mut machen soll, dass dich freut und ablenkt. Aber dann habe ich gemerkt, dass ich das nicht kann. Ich würde es so gerne, aber dann wäre ich nicht da, wo ich doch jetzt, gerade jetzt, sein möchte: neben dir.

Ich möchte mit dir deine Dunkelheit aushalten und nicht einfach von Licht erzählen, dass dich jetzt gar nicht erreichen kann; ich möchte deine Tränen nicht einfach trocknen, sondern mit dir weinen über deinen großen Schmerz und nicht davon erzählen, dass du bestimmt auch wieder lachen können wirst. Und deshalb schreibe ich dir heute, an Karfreitag.

Ich schreibe dir auch deswegen, um dir zu sagen, dass ich deine Frage nicht beantworten kann: „Warum?“, fragst du. Warum musst du das erleiden, warum auf diese Weise, warum jetzt? Eine Antwort habe ich nicht, aber ich möchte jetzt noch weiter gehen und lege dir eine Frage in den Mund: „Warum lässt Gott das zu?“ Ich weiß, dass du dich davor scheust, dies laut zu fragen. Aber ich habe deinen Augen angesehen, dass du noch etwas anderes denkst und dass du traurig darüber bist, dass du es tust. Du denkst nämlich, nein, du fühlst: „Warum, Gott, hast du mich verlassen?“ Ich würde dich so gerne trösten, dir so gerne eine Antwort geben, weil ich weiß, tief in meinem Herzen weiß, dass es nicht so ist, dass ER Dich nicht verlassen hat. Aber ich kann es nicht, ich hätte bloß Angst, dass du dich dann auch von mir verlassen fühlen würdest.

An Karfreitag setze ich mich neben dich und bitte nur: Hebe deinen Blick und schau auf das Kreuz! ER hat deine Frage gestellt, ER, Jesus selbst, hat sie dem Vater entgegengerufen. Es heißt, dass Er unsere Sünden an das Kreuz getragen hat; das ist aber noch nicht alles: ER hat auch all unsere Verzweiflung, unsere Dunkelheiten und Einsamkeit dorthin mitgenommen. Er wollte in allem so sein, wie wir. Er wollte so sein wie du. ER, Gottes Sohn!

Menschen, wenige nur, die Ihm lieb waren, hielten unter dem Kreuz aus. Was haben sie wohl gedacht, gefühlt? Ich kann mir vorstellen, dass sie in ihrem Herzen gebetet, ja geschrien haben: „Gott, wach auf, vergiss ihn nicht, vergiss deinen Sohn nicht! Wie kannst du zuschauen!?“

Wie konnten sie jetzt noch helfen? Indem sie den Schrei, den er schrie, weiterbeteten. Weißt Du, dass sein Schrei der Beginn eines Psalms war, eines Gebetes? „Warum hast du mich verlassen“, so beginnt er. Weiter kam Er nicht. Aber sie konnten für Ihn weiterbeten. Weißt du, wie der Psalm weiter geht?: „Ich will deinen Namen preisen, denn er hat nicht verachtet das Elend des Armen. Er verbirgt sein Gesicht nicht vor ihm, er hat auf sein Schreien gehört.“

Sie hielten aus, unter dem Kreuz, ohne von Ostern zu wissen.

Ich setzt mich zu dir und bete, frage mit dir: „warum?“. Mehr kannst du nicht sagen, beten. Aber ich kann es, ich möchte für dich weiterbeten, bis du es selber kannst – an Ostern.

Die Feier der Osternacht

Kleiner liturgischer Wegweiser

„Dies ist die Nacht, da Christus die Ketten des Todes gesprengt hat“ - so wird im Exsultet, dem Osterlob gesungen. Diese „Nacht der Nächte“, diese „Mutter aller Vigilien“ entfaltet einen solchen Reichtum an Symbolen und Gedanken, zu denen hier ein kleiner Zugang geboten werden soll.

Die Feier der Osternacht gliedert sich in vier Teile: *Lichtfeier, Wortgottesdienst, Tauffeier, österliche Eucharistiefeier.*

Lichtfeier:

Sie beginnt mit der Segnung des Feuers, der Entzündung der Osterkerze und ihrem feierlichen Einzug in die anfangs ganz dunkle Kirche: Aus dem Dunkel, aus dem Tod des Karfreitags erhebt sich das neue Leben. „Christus, das Licht - Lumen Christi“ - die Osterkerze ist das Symbol für den auferstandenen Herrn, der nun in allen Finsternissen das Licht weist. Christus ist die „Feuersäule“, die aus der „Gefangenschaft Ägyptens“ herausführt, hinein in das Gelobte Land des Reiches Gottes, der Freundschaft mit Gott. Es schließt sich das „*Exsultet*“ das Osterlob an: In einer hymnischen Sprache soll dem Dank Ausdruck verliehen werden, dass etwas geschah, was doch unmöglich schien: Dass nämlich Gott selbst alle Hindernisse beseitigte, durch die der Mensch immer wieder den Kontakt zu Gott unterbrach. Die biblische Sprache nennt das „Sünde“, die als Konsequenz den Tod mit sich bringt, den Verlust der ewigen Gemeinschaft mit Gott. Dem hat uns Gott entrissen!

Wortgottesdienst:

Das Entscheidende ist geschehen: Christus ist von den Toten erstanden. ER hat Leiden und Tod auf sich genommen, das, was uns und unser Leben ausmacht und bestimmt. Doch dort, wo wir eine Grenze setzen, ist für Gott ein neuer Anfang. Können wir das verstehen, begreifen? In der menschlichen Entwicklung ist es oft so, dass nach einer Phase der Erkenntnis und des Fortschritts noch einmal ein scheinbarer Rückschritt erfolgt, der bereits Durchlebtes und Überwundenes in einem anderen Licht erscheinen lässt. Ein solches Denken ist dem südländischen und orientalischen Menschen nicht fremd, und in einem solchen Kontext ist auch „römische“

Liturgie zu sehen: die Heilsgeschichte wird komprimiert nachvollzogen.

Zu Beginn des Wortgottesdienstes geht der Schritt zurück an den Anfang, zur Schöpfungsgeschichte, in der schließlich alles „sehr gut“ war. Sieben Lesungen aus dem Alten Testament – wir werden in diesem Jahr fünf davon hören - machen deutlich, wie Gott seinem Volk immer wieder beigestanden hat und entweder Befreiung schenkte (wie etwa beim Auszug aus Ägypten) oder Erneuerung versprach, wie z.B. durch den Propheten Ezechiel und der Verheißung eines „neuen Herzens“, das es dem Menschen ermöglicht, Gott wirklich zu hören und aufzunehmen.

Diese Erzählungen werden im Licht der Osterkerze gelesen und gedeutet: Sie sind Hinweis auf das, was sich an Ostern durch die Initiative Gottes ereignete - neu und doch schon lange angedeutet.

Der Gesang des „Gloria“ bildet die Brücke zum Neuen Testament: Der Kirchenraum erstrahlt nun in vollem Licht, die Verheißung ist keine Ahnung mehr, sondern Wirklichkeit geworden. Die Kirchturmglöcker, die seit der Abendmahlsmesse des Gründonnerstags geschwiegen haben, verkünden diese Freude hörbar nach draußen, eine Freude, die nicht festlich genug ausgedrückt werden kann. Jetzt können auch die Altarkerzen entzündet werden, jetzt können wir sicher sein, aus dem Dunkel in das Licht hinübergegangen zu sein.

Die neutestamentliche Lesung aus dem Römerbrief beschreibt die Wirklichkeit des Neuen: „*Wir...glauben, dass wir ...mit ihm leben werden*“. Bevor das Evangelium die Botschaft des Ostermorgens verkündet, erklingt nun seit 40 Tagen erstmals wieder das „Halleluja“, der Lobruf auf Gott. Die Liturgie kann die Freude nicht anders ausdrücken, als durch die Wiederholung: 3 mal wird das „Halleluja“, jeweils in einer höheren Tonlage, angestimmt - Freude und Dank kennen „Verschwendung“ und „Übermaß“!

Tauffeier:

Paulus hat es in seinem Römerbrief, aus dem wir bereits hörten, geschrieben: „*Wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft wurden, sind auf seinen Tod getauft worden. Wir wurden mit ihm begraben durch die Taufe auf den Tod; und wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt wurde, so sollen auch wir als neue Menschen leben*“. (Röm 6,3-4)

Jedes Jahr sind wir während der Feier der Osternacht eingeladen, unser Taufversprechen zu erneuern: Dass wir dem absagen, was das

Leben mindert und bedroht, und uns Dem anvertrauen, Der das Leben ist und schenkt. Als besonderes Symbol tritt hier das Wasser hervor: Es ist lebensspendend und auch lebensbedrohend. Christus ist in den Tod hinabgestiegen - die Osterkerze wird in das Wasser getaucht, das nun als Taufwasser dienen soll - und ist auferweckt worden - aus dem Tod kommt das Leben. 3 mal wurde in altchristlicher Zeit der Täufling im Wasser untergetaucht als Hinweis auf die 3 Tage, in denen Christus im „Reich des Todes“ war; 3 mal wird der Täufling gefragt, ob er dem Bösen widersagt und an Gott glaubt: den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Die Besprengung der Gläubigen mit dem frischen Taufwasser ist auch leibhafte Erinnerung des erneuerten Taufversprechens.

Seit der Zeit der frühen Kirche ist die Osternacht der privilegierte Ort, um Menschen in die Kirche aufzunehmen: Durch Taufe und Firmung. In unseren Tagen kann es auch ein Wiedereintritt bzw. eine Konversion sein, die einen Gläubigen in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen. Die Firmung, die ausdrückliche Herabkunft des Heiligen Geistes auf einen Menschen, ist in der Regel Vorrecht des Bischofs, der es in besonderen Fällen an einen Priester delegieren kann.

Österliche Eucharistiefeyer:

Jeder Sonntag, als „*erster Tag der Woche, an dem Christus von den Toten erstanden ist*“, wie es im Eucharistischen Hochgebet heißt, ist Vergegenwärtigung dieses Osterfestes, dieses Sonntags, der einen neuen Anfang gesetzt hat. Wenn wir es annehmen, dass uns Christus durch sich selbst beschenkt, dann sind wir schon jetzt - wenn auch erst anfanghaft und in unserer Realität oft wenig oder gar nicht zu spüren - Glieder am Leib Christi, sind eingeladen zu einer lebendigen Beziehung, Freundschaft zu Dem, der in dieser Nacht „*Irdischem Himmlisches verbunden*“ hat (Exsultet).

Osternacht 2007

Gottes Traum

Liebe Schwestern und Brüder,

zerbrochene Träume – ist es das, was uns Menschen immer wieder bevorsteht: dass immer wieder ein Traum zerbricht?

Mal ehrlich: das Ganze fängt doch schon in der Jugend an. Erwachsene meinen dann, wir würden Traumschlösser bauen: Träume von der großen Liebe, von Erfolg und Karriere. Gut, einige scheinen das ja zu schaffen. Immer die anderen übrigens!

Zerbrochene Träume – da haben sich Eltern ihr Leben lang für die Kinder eingesetzt, sie wollten ihnen das Beste ermöglichen. Und dann geraten die ganz anders und heute denken die Eltern nur voller Sorge an das Kind. Aus der Traum.

Zerbrochene Träume – da schenkt der Beruf Erfüllung, zumindest Sicherheit für ein gutes Auskommen, gerade auch für die Familie. Da hatte man seinen Platz und wusste, wohin man gehörte. Die Firma zerbrach. Aus der Traum.

Zerbrochene Träume – gerade die letzten Arbeitsjahre waren hart. Die Pensionierung war ein schönes Ziel. Endlich Zeit, Zeit für die Enkel, Zeit für den Partner. Doch dann kommt die Krankheit, aus heiterem Himmel. Der andere, der Partner stirbt. Allein in den vier Wänden. Für immer. Aus der Traum!

Liebe Schwestern und Brüder, wir feiern doch Ostern, das Fest des Lebens, des Sieges über den Tod. Da müssen wir doch nicht schon wieder vom Kreuz reden, das war doch gestern. Ja, aber für wen ist denn dann Ostern? Für die Kinder, die die Ostereier suchen? Für die, die wie in Watte gebettet durchs Leben gehen. Das Leben siegt, wunderbar, Halleluja?! Nein, dafür steht diese Kerze nicht – da ist das Kreuz drin, zerbrochener Traum vom Leben.

An der Kerze konnten wir uns festhalten, als wir eben die Lesungen hörten. Und wer aufmerksam hingehört hat, der merkte: im Hintergrund der Lesungen, der Erzählungen, der einzelnen Gestalten standen zerbrochene Träume.

Der gute Anfang der Schöpfung Gottes – sehr gut erschaffen. Und wie ging's weiter? Wie war das denn mit Abraham? Im hohen Alter ließ er sich von Gott noch locken, das allein ist schon Wunder genug möchte man heute fast meinen. Und was musste er alles durchmachen? Der Auszug aus Ägypten: Befreiung aus der Knechtschaft, wer hätte das gedacht. Aber was kam dann? 40 Jahre Wüstenwanderung. Toller Traum vom neuen Leben!

So geht's weiter bis hin zum Evangelium: Da sind Frauen in aller Herrgottsfrühe auf dem Weg zu einem Grab, nein, zu einem Toten. Den Zerbrochenen noch einmal salben, einen letzten Liebesdienst, um dann damit fertig zu werden, dass selbst Gottes Träume zerplatzen! Es wäre ja auch zu schön, wir sagen es ja selbst schon fast als Redewendung: das wäre ja auch zu schön. Wir nennen das dann Lebenserfahrung. Wie soll gegen solch eine Lebenserfahrung eigentlich das Osterfest ankommen. Nur dann, wenn sich einer solchen Lebenserfahrung eine Glaubenserfahrung entgegenstellt – keine Träumerei, sondern die Erfahrung, dass Gottes Traum vom Menschen durch das Zerbrechen hindurchgegangen ist, dass Seine Möglichkeiten erst anfangen, wenn wir nur noch träumen können!

Die Lebenserfahrung hält das für Geschwätz – das Wort kam im Evangelium vor. Die Glaubenserfahrenen aber wissen mehr – und das sind keineswegs immer und ausschließlich nur Engel! Was bekommen denn die Frauen gesagt: „Erinnert euch“, bekommen sie zu hören. Das gleiche werden die Jünger aus dem Mund Jesu hören, ebenso wie die Emmausjünger: „Erinnert euch an das, was Gott gesagt hat.“

Was denn? Hört doch hin: Am Anfang, das „sehr gut“. Am Anfang auch deines Lebens mit Gott, bei der Taufe: Du gehörst zu mir, ich begleite dich und zeige dir, was nur ein

Freund dir zeigen kann. Glaub mir doch, ich lasse es nicht zu, dass das Kreuz in deinem Leben die Macht hat, dich von mir, vom Leben abzuschneiden! Es gibt viele Menschen, die sehnen sich nach solch einer Glaubenserfahrung. Und ihnen darf ich sagen: Habt Mut, vertraut, vertraut den vielen Zeugen, dass Er Euch hält, wenn Ihr die Hand ausstreckt.

Liebe Schwestern und Brüder, wenn wir nachher nach Hause gehen, anderen Menschen begegnen, müssen wir es ihnen sagen, bezeugen, gerade denen, deren Träume zerbrochen sind: Halt dich fest an der Zusage Gottes, an der Hand, die ER dir entgegenstreckt, den Traum, den Er mit Dir verwirklichen will. Amen.

2. Sonntag der Osterzeit - Lesejahr C 2007

Ostern erfahren

Liebe Schwestern und Brüder,

wie erfahre ich Ostern, wie bricht es in mein Leben ein, was bedeutet es, als österlicher Mensch zu leben? Das heutige Evangelium berichtet uns davon manches, es erzählt nicht nur von Thomas, und so möchte ich mit Ihnen darauf schauen:

Wir bekommen von den Jüngern erzählt, die noch nichts von Ostern wissen. Die Türen sind verschlossen, denn: sie haben Furcht! Eingeschlossen sind sie ihrer Furcht ausgesetzt. Was mag sie da alles plagen? Auch das Erschrecken vor den eigenen Abgründen, dem Verrat? In diese Furcht hinein kommt Jesus, er wünscht ihnen Frieden und zeigt ihnen seine Wundmale, seine leeren durchbohrten Hände, er zeigt ihnen, was für sie das Schlimmste ist, das ihnen passieren könnte. Er wünscht ihnen Frieden, „Shalom“, er schenkt ihnen die Gewissheit, ihnen nichts nachzutragen, außer seiner Freundschaft. Und genau das schenkt Er ihnen: die Vollmacht, diese Freundschaft immer wieder neu aus den Trümmern entstehen zu lassen, aus der Absonderung, der Sünde. Die Fähigkeit der Sündenvergebung ist zuerst ein priesterlicher Dienst: Das Trennende zwischen Gott und mir wird aufgehoben, das lasse ich mir zusprechen, schenken.

Die Jünger erleben, dass ihre Erfahrung nicht dazu führt, dass auch ein anderer glaubt: Thomas war nicht dabei, er lässt sich nicht überzeugen. Er kennt seine Freunde, er weiß, wie unterschiedlich sie sind und plötzlich stimmen sie alle in einer Aussage überein - nein, er will Beweise! Die Befreiung, von der die anderen Jünger berichten, ihre Begeisterung, ihre Freude, sicher auch ihr Erstaunen - das ist nicht Beweis genug!

Acht Tage darauf ist es wieder soweit. Dieses Mal ist Thomas dabei, und auch dieses Mal sind die Türen verschlossen - warum eigentlich? Jesus nimmt die Zweifel des Thomas ernst und lässt ihn das erfahren, was den anderen schon vorher vergönnt war - er lässt seine Wunden sehen, das, was für Thomas so entscheidend war.

Was kann uns das Evangelium heute erzählen? Zuerst einmal: Ostern erfahre ich nicht dadurch, dass andere es mir erzählen. Mein Glaube kann sich nicht von der Ostererfahrung anderer ernähren! Ich selbst muss Erfahrungen machen, die mich davon überzeugen, dass es wahr ist, was uns erzählt wurde. Genau das ist für viele heute das Problem: wie geht das? Das Evangelium erzählt, dass die Jünger Ostern an dem Punkt erfahren, an dem sie hilflos ihrer Angst ausgesetzt sind. Wo der Mensch nichts mehr machen kann und dies auch weiß, ist die Möglichkeit für Gott gegeben, sich zu offenbaren, die Angst zu durchbrechen, die Enge, und so Leben zu schenken. Merken wir, welchen Ernst Gottesdienst hat? Hier zur Sprache bringen, was mich ängstigt, im Gebet, es stellvertretend durch die Messdiener bei der Gabenbereitung zum Altar bringen zu lassen, hin zur Wandlung.

Ostern schenkt einen Neuanfang - die Jünger erfahren das durch die Sündenvergebung. Das bedeutet und ist zutiefst wahr: Wirkliche Vergebung unter uns Menschen ist ohne die Hilfe Gottes nicht möglich: Ich kann mich noch so sehr bemühen, möchte das hier und da auch - aber der Verstand erreicht nicht das Herz, dafür sind die Wunden oft zu tief. So, wie ich die Furcht vor den Herrn bringe, so auch meine Unversöhntheit: bitte, komm da hinein, vergib nicht nur meinem Kleinglauben, sondern hilf mir, auch dem zu vergeben, der an mir schuldig geworden ist. Wenn das gelänge, was wäre da an Ostern unter uns Menschen zu spüren, an Neuanfang!?

Und schließlich: Thomas will Beweise. Er bekommt einen geliefert. Es ist jedoch fraglich, ob ein solcher Beweis den Glauben ersetzen kann. Es ist schon eigenartig, dass gerade dort, wo wir besonders auf einen anderen angewiesen sind, uns nur übrig bleibt zu glauben, dass ich dem anderen wichtig bin. Liebesbeweise gibt es in diesem Sinne nicht, sie sind immer mehrdeutig. Die mir geschenkte Rose: was will sie mir sagen? Was glaube ich? Das Brot, das ich gleich in die Hände gelegt bekomme: Mehr als nur Brot? Die Augen des Freundes sehen mehr - in der Rose, im Brot...

Wie erfahre ich Ostern? Es ereignet sich jetzt, mitten unter uns bei unserer Feier. Amen.

3. Sonntag der Osterzeit - Lesejahr C

Hat sich durch Ostern etwas verändert?

Liebe Schwestern und Brüder,

was hat sich durch Ostern eigentlich verändert? Das frage ich mich schon hin und wieder! Das alltägliche Programm läuft ab, wir haben wieder ein Fest hinter uns gebracht, hier und da hält uns die Erstkommunion noch in Atem – und dann? War's das dann?

Was wir heute im Evangelium hören, rückt nahe an diese Situation heran: Die Jünger haben nach dem Zusammenbruch des Karfreitags den Auferstandenen gesehen, haben erfahren, dass es weitergeht. Und jetzt, nach all dem - was tun sie? Sie gehen fischen. Das ganze wirkt so etwas hoffnungslos. Sie wissen zwar, dass Jesus irgendwie lebt, aber er ist nicht mehr da. Sie wollen das tun, was sie vorher taten, sie gehen fischen. Haben die denn gar nichts begriffen?

Ist es bei uns nicht ähnlich? Vor zwei Wochen haben wir ganz feierlich Ostern gefeiert. Aber wenn ich ehrlich bin, ist mein Alltag doch genau so, wie vorher. Die gleichen Sorgen, die gleiche Angst um Menschen, die mir lieb sind, die gleiche ganz banale Alltäglichkeit; gut, hier und da wird das ganze wieder etwas aufgemischt durch beunruhigende Nachrichten wie dem Massaker in den USA, aber viel bringt auch das nicht durcheinander. Ostern – das Fest des Lebens, der Auferstehung. Schön, aber die Welt dreht sich scheinbar ungerührt weiter, ich selbst bin offensichtlich der gleiche wie vorher, die Kirche auch. Jetzt lieber nicht weiter nachdenken, sonst kommt die Frage, ob der ganze fromme Einsatz sich lohnt – es bleibt doch eh alles beim Alten und wir tun gut daran, dass der Laden läuft. Also, gehen wir fischen!

Die Jünger gehen fischen – aber selbst das gelingt ihnen nicht. Das finde ich bemerkenswert.

Und noch bemerkenswerter ist das, was dann geschieht: Jesus steht am Ufer, sie erkennen ihn nicht – warum eigentlich? – und Er fragt sie: „Habt Ihr etwas zu essen?“ Er fragt sie genau nach dem, was sie nicht haben. Danach kommt nun nicht gleich der wunderbare Fischfang, sondern danach kommt die ehrliche Antwort: „Nein, das haben wir nicht, nein, das ist uns nicht gelungen, nein, das kann ich nicht!“ Dann werft noch einmal aus, dann wagt es auf mein Wort hin noch einmal! Sie werfen das Netz aus, aber dieses Mal auf der anderen Seite! Wie gut, dass sie das tun. Vielleicht auch deshalb, weil er ihnen keine Vorwürfe macht, sondern ganz einfach darauf eingeht, was ihnen fehlt.

Und genau das ist der Moment, in dem Johannes erkennt, dass es der Herr ist! Einer, der mein Bedürfnis kennt und bereit ist, Abhilfe zu schaffen, ohne mir Vorwürfe zu machen - der muss mir schon sehr nahe stehen! Es wird in den Evangelien nur erzählt, dass Jesus Johannes liebte - und lieben heißt doch: Den Liebenden interessiert, was der Geliebte braucht, und er gibt ihm das, was ihm wirklich fehlt. Johannes muss das vorher schon erfahren haben und das öffnet ihm die Augen für Seine Gegenwart.

Und Petrus? Er ist wohl eher ein Mann der Tat. Er ist so beschäftigt, dass Johannes es ihm sagen muss: es ist der Herr. Aber dann macht er einen Schritt über sich hinaus: Er springt, er springt in den See, er will nicht mehr darüber laufen wie damals, als er glaubte, Jesus sei der Held, der alle Bedürfnisse vergessen macht. Damals hatte er Angst unterzugehen, zu ertrinken. Jetzt kann er plötzlich schwimmen, er schwimmt sich frei von seiner Angst und von dem Glauben, bedürfnislos sein zu müssen. Auch wenn das Wasser ihm bis zum Hals reicht - er merkt: ich gehe nicht unter. Er lernt: Ostern beutetet nicht, ich stehe über dem, was mich bedroht, aber ich gehe darin auch nicht unter!

Liebe Schwestern und Brüder, fehlt es uns vielleicht an Mut? Haben wir Angst, Ostern würde nicht tragen? Ich habe den Eindruck, dass wir alle noch zu wenig vertrauen. Es verändert sich nichts bei uns? ER fragt uns danach, nach unserem Mangel. Können wir ihn ehrlich benennen, dazu stehen? Und dann darauf vertrauen, dass es anders werden kann, durch IHN? Möglicherweise nicht so, wie ich es mir wünsche, aber doch so, wie ER es will: Dass Wasser tragen kann – weil Er mich lehrt, darin nicht unterzugehen. Versuchen wir es doch, vielleicht werden wir dann auch wie Johannes erkennen: ja, es ist der Herr, Er ist wirklich wie ein Freund, der liebt. Amen.

4. Sonntag der Osterzeit 2007 – Lesejahr C

Weltgebetstag der geistlichen Berufe – „Du aber wähle das Leben“

„Du aber wähle das Leben“

Liebe Schwestern und Brüder,

mit diesem Vers aus dem alttestamentlichen Buch Deuteronomium ist der heutige Weltgebetstag für geistliche Berufe überschrieben. Das Leben wählen. Klar, was denn sonst? Das Leben wählen, die Lebendigkeit, den Fortschritt, die Entwicklungsmöglichkeiten, die Höhen und die zu ihnen gehörenden Tiefen.

Was genau ist eigentlich Leben? Was bedeutet es, einem anderen „Leben“ zu wünschen? Das rein biologische Leben kann es nicht sein, denn wir sagen ja, dass wir diese oder jene Phase des „biologischen“ Lebens – Siechtum, Leiden – einem anderen nicht wünschen.

Wähle das Leben. Was heißt das im religiösen Kontext? Erlauben Sie mir, dass ich von mir erzähle: Ich war 19 Jahre alt, als ich in Frankfurt ins Priesterseminar eintrat, 21 als es zum Weiterstudium ins Ausland, nach Rom, ging. Eines war mir klar: ich wusste nicht, was ich werden wollte oder sollte. Die anderen, so schien es mir, waren viel entschiedener. Gleich zu Beginn meiner römischen Zeit wurden in unserem Kolleg 5 Mitbrüder, die schon eine entsprechende Strecke des Studiums hinter sich gebracht hatten, zu Priestern geweiht. Einer von Ihnen, den ich in den kurzen ersten Wochen etwas näher kennenlernen konnte, hatte sich als Primizvers etwas aus dem Johannesevangelium ausgesucht: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des eigen Lebens“ (Joh 6,68). Da war's: Leben. Da „hat“ jemand Leben, so sehr, dass ein junger Mann alles auf diese Karte setzt. Das machte mich neugierig: da war einer nur wenige Jahre älter, der muss in aller Unterschiedlichkeit doch ähnliche Fragen und Krisen haben, der ist doch auch Mann. Was macht sein Leben aus, das ihn sagen lässt: Das ist lebenswert?

Als in den letzten Tagen diese Predigt entstand, ging mir selbst auf: In die Antwort auf diese Frage bin ich hineingewachsen. Ich selbst habe diese Antwort – im Bild gesprochen – „angezogen“. Eigentlich ist der Inhalt dieser Antwort keine Geheiminformation oder etwas Verborgenes. Im Gegenteil: Der Inhalt, das, worum es geht, ist mir oft begegnet, auch in vielen Bildern. Das heutige Evangelium spricht vom Guten Hirten; in einem anderen Text wird vom Weinstock gesprochen oder vom barmherzigen Samariter; vom Begleiter auf dem Weg nach Emmaus; von einem, der Maria Magdalena ein neues Leben ermöglicht. Ein Text, der sich auch bei Johannes findet, spricht mich ganz besonders an: „Ich nenne euch Freunde“ (15,15). Ich habe das Glück, tiefe und echte Freundschaft erfahren zu dürfen und so hat dieses Wort einen ganz besonderen Wert für mich. Das, was es meint, macht für mich das Leben lebenswert. Jesus sagt: „Ich will Dir Freund sein, ich kümmerge mich wie ein Hirt, Du hängst an mir wie am Weinstock, selbst wenn Du unter die Räuber fällst, werde ich da sein – willst auch Du mir Freund sein?“ Ich weiß nicht, wann mich die Erfahrung gepackt hat, dass dies ja keine frommen doch hohlen Worte sind, nicht irgendwie idealisiertes religiöses Sprechen, sondern dass dies eine ganz reale Begegnung und damit Glück bedeutet. Ich weiß nur, dass mir dann klar war, warum der Mitbruder diesen Vers als Primizspruch gewählt hatte: Du hast ewiges Leben – bei Dir ist Leben, Du lässt mich leben, meine Anlagen und Begabungen lockst du hervor. Der Gottesdienst war seitdem für mich etwas ganz Besonderes, ja er hat Momente, die sind beinahe zu intim für die Öffentlichkeit. Und das kann jeder selbst auch erfahren!

Liebe Schwestern und Brüder, wähle das Leben, darum geht es. Wir brauchen keine Menschen, die irgendetwas Religiöses erzählen. Wir brauchen Menschen, die andere locken, sich auf Gott einzulassen, weil nur bei IHM wirklich Leben zu finden ist. Diese Menschen können das aber nur, wenn sie es selbst erfahren haben, wenn sie selbst darauf hingewiesen wurden – so wie das am Anfang meines Weges durch den Mitbruder geschah, der mir selbst 5 Jahre später die Predigt zu meiner Primiz hielt.

Darum ehrlich zu bitten und zu beten, mit unseren Kindern und Jugendlichen darüber zu sprechen und sich selbst darauf einzulassen, zu entdecken: Du bist ja wirklich da, du führst mich ins Leben. In was für ein Leben? In ein lebenswertes! Amen.

6. Sonntag der Osterzeit 2007 – Lesejahr C

Der Friede Gottes

„Gott lässt das alles zu, er tut nichts gegen das Leid in der Welt, die Kriege, den Hunger, den Unfrieden bei uns“.

Liebe Schwestern und Brüder,

das war vor wenigen Tagen die hilflose Klage einer Frau, die sich in einer Diskussion über Gott und die Kirche in die Ecke gedrängt sah und gegenüber solchen Angriffen nichts zu antworten wusste. In der Tat ist das im Blick auf unsere Welt oft schwer – und wird noch schwerer, wenn wir ein Evangelium wie das heutige hören: „Ich gebe euch meinen Frieden“ – schön, was haben wir davon? Oder: Wir brauchen davon viel mehr. Gottesdienst zu feiern wirkt dann oft wie ein Rückzug aus der normalen Welt, als ob wir uns unsere Kuschelecke bauen würden.

Was haben wir im Evangelium gehört? Da geht es in den sogenannten Abschiedsreden Jesu vor seiner Kreuzigung um unsere Beziehung zu Ihm – und um den eigenartigen Satz: „meinen Frieden gebe ich euch“. Was heißt das?

Wenn wir heute von Frieden sprechen, dann meinen wir in der Regel nicht das, was die Bibel meint: wir meinen ein friedliches Zusammenleben Einzelner und der Völker, ein Zusammenleben, das ohne gewaltsame Auseinandersetzungen auskommt. Der Friede in der Bibel hat zuerst Gott im Blick, weil Er den Frieden schenkt. , Shalom: Gott schenkt mir die Möglichkeit, mit Ihm in einem vertrauensvollen Verhältnis zu leben. Er reicht mir die Hand – beim Friedensgruß nachher kommt das zum Ausdruck –, Er schenkt mir den Mut, alles Unheilvolle, Unfriedliche in mir zu benennen und mich davon heilen zu lassen. So kann ich befreit und befriedet auf die Menschen zugehen.

Das bedeutet nicht, dass alles „in Watte gepackt“ wird. Da kann durchaus auch um den Frieden gerungen werden: In der 1. Lesung aus der Apostelgeschichte hörten wir davon. Da gab es einen Streit, eine Auseinandersetzung, die die Gemeinschaft zu spalten, zu zerreißen drohte. Das gemeinsame Ringen um den Willen Gottes – nicht um irgendeine Meinung – führt zu einer Lösung, die für die Kirche richtungweisend war: Können Heiden Christen werden, ohne vorher Juden zu werden? Ja, sie können. Ohne diese Entscheidung – wären wir hier heute Christen?

„Kein Frieden, wie die Welt ihn gibt, gebe ich euch“ – keine faulen Kompromisse, keine halben Sachen, nicht das geringere Übel, kein politisches Kalkül damit möglichsame keinem wehgetan wird. „Meinen Frieden gebe ich euch“ – vertrau, dass ich Dich, dass ich Euch führe, im und durch den Alltag hindurch. Wichtig ist, mit Christus verbunden zu sein. Wenn wir sonntags zusammen sind, ist das der gemeinsame Ausdruck unserer Lebenshaltung!

„Gott tut nichts gegen das Leid in der Welt“ – der Vorwurf, den ich anfangs zitierte, trifft eigentlich zuerst mich. Mein Alltag ist mit dem der vielen anderen verbunden. Spüren die nichts davon, dass ich vom Frieden Gottes angesteckt bin? Die große Politik beginnt hier, in unseren Herzen, da möchte Gott wohnen, Er hat's versprochen. Da möchte ER ankommen mit seinem Frieden, mit Seiner Gemeinschaft.

Ich darf Christus in die Welt tragen, den Freund. Vielleicht kenne ich Ihn zu wenig – na dann, was hindert mich, Ihn besser kennenzulernen? Dafür sind wir doch Gemeinde!

In der 2. Lesung hörten wir aus der großartigen Schlussvision der Heiligen Schrift, aus der Offenbarung des Johannes: die himmlische Stadt Jerusalem wird da sein, für alle offen, wunderbar anzusehen, noch wunderbarer, darin zu wohnen. Gott wird Sein Werk vollenden, das steht fest. Mich aber lockt und packt es, schon jetzt erfahrbar zu machen und zu erfahren, dass Gottes Gegenwart kein Traum ist. Gott traut jedem von uns zu, Seinen Frieden zu leben und zu wirken. Er lässt es zu, dass wir an Seinem Werk mitbauen. Amen.

Christi Himmelfahrt 2007 – Lesejahr C

Zeugenschaft

Liebe Schwestern und Brüder,

haben Sie das in diesen Tagen im Fernsehen gesehen: die große Zahl von Brasilianern, die ein Fest des Glaubens feierten? Ich kenne diese begeisterte Menschenschare durch meine Aufenthalte in Rom. Was mich begeistert ist die Weltkirche. Menschen aus so vielen Sprachen und Nationen. Da ist eine Freude darüber zu spüren, glauben zu können, glauben zu dürfen. Das steckt an. Dass sich ein reserviert und ernst wirkender Kardinal Ratzinger zu einem herzlichen, verbindlichen und Kinder küssenden Papst Benedikt entwickeln konnte, ist in einer solchen Umgebung möglich. Für die Brasilianer ist er kein „Panzerkardinal“ mehr. Sie glauben, dass er wirklich Anteil nimmt, an dem, was sie beschäftigt – und dass er Unbequemes beim Namen nennt.

Die heutigen Lesungen führen uns an die Keimzelle dieser Weltkirche, an den Ursprung dessen, warum es überhaupt so weit kommen konnte: „und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und bis an die Grenzen der Erde“, hieß es in der Apostelgeschichte. 11 Getreue waren es, 11 Apostel, ganz unterschiedliche, verschiedene Charaktere. Ist das nicht unglaublich: da ist etwas von Jerusalem ausgegangen, das die Welt verändert hat.

Was war das damals für eine Kraft, für ein Impuls? Die Evangelien berichten in ganz schlichten Worten davon: es ist die Erfahrung Jesu, die Erfahrung der Gegenwart Gottes. Das haben die Jünger erfahren und das gab ihnen die Kraft, den Auftrag Jesu auszuführen. Das war nicht einfach eine Aufgabe, das war Herzensanliegen. Es ging und geht dabei um Rettung, und das meint Leben, erfülltes Leben sinnvolles Leben, Leben in und mit Gott. Da geht es nicht um etwas, um eine Mode, ein Trend eine schicke Idee! Die Jünger sollen anderen helfen, ihrem Leben Sinn zu verleihen, ihrem Leben eine Richtung zu geben.

Dies bedeutet nichts anderes, als dem Menschen zu helfen, die Antwort auf die Frage zu finden, die er sich selber ist. Ist das die Faszination, die Papst Benedikt auch in unserem Land ausübt: dass er die richtigen Fragen stellt, die unbequemen Fragen nach dem Sinn, der mehr ist als bloße Machbarkeit; nach der Freude, die mehr ist als kurzer Spaß. Der Mensch braucht dafür das Gegenüber, eine andere Person. Nur durch die andere Person erfahre ich, wer ich selber bin, das fängt schon beim Kleinkind an.

Spätestens als Heranwachsender mache ich die Erfahrung: der andere Mensch reicht niemals. Manche machen diese Erfahrung schmerzlich und lernen doch nie daraus. Der andere Mensch ist nie und nimmer Inhalt und Erfüllung meines Lebens. Das kann er nicht, das überfordert ihn restlos!

Die Jünger, die im Auftrag Jesu unterwegs sind, sollen zur Umkehr aufrufen, damit Sünden vergeben werden – sie sollen helfen, damit die vielen Gründe, sich Gott gegenüber zu verschließen, kein letztes Wort mehr haben. Das Markusevangelium sagt es anders: Dämonen werden ausgetrieben, fremde Sprachen sind kein Hindernis, kein Gift schadet, Kranke werden gesund. Das meint dasselbe, nur anders ausgedrückt.

Ist das nicht ein Schatz, den wir austeilen können, müssen? Wie sieht da unsere Wirklichkeit aus? Das den Menschen sagen, mitteilen. Das ist unsere Aufgabe, ich gehe soweit und sage, dass das unsere Existenzberechtigung ist! Die Menschen warten darauf, dass man ihnen sagt, wo die Antwort auf die Frage zu finden ist, die sie sich selber sind! Und dass das unruhige Herz nur von einem unendlichen Gott wirklich gesättigt werden kann!

Kein Missverständnis: es geht nicht um Werbung für Vereinsmitglieder! Es geht um Zeugenschaft: Zeugen zu sein der Freude, die der Glaube an Christus schenkt – und Christus ist nicht irgendjemand, sondern – und das ist der Kern des heutigen Festes – Gott selbst, zur Rechten des Vaters sitzend.

Der Anspruch des Christentums ist ein Wahrheitsanspruch. Dabei geht es nicht um Recht haben. Gewiss: Christen können sehr unangenehm werden, wenn andere die Würde des Menschen mit Füßen treten – unangenehm deswegen, weil sie den Mund aufmachen. Aber dabei geht es doch darum, was zutiefst dem Menschen, seiner Würde, seinem Geschöpfsein entspricht. Wer mehr

sieht, hat mehr Recht. Die Freude, die Leichtigkeit des Seins, die Fähigkeit, die Welt so zu sehen und zu nehmen wie sie ist, zeichnet die aus, die aus der Wahrheit leben.

Nutzen wir doch heute einmal diesen Feiertag, um darüber ins Gespräch zu kommen, wo und wie wir die Freude des Glaubens spüren, wie wir selbst mehr dazu beitragen können – und denen helfen, die so sehr auf unser Zeugnis warten. Amen.

7. Sonntag der Osterzeit Lesejahr C – 2007
Joh 17, 20-26: Ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben
Pfarrfest in Kiedrich

Liebe Schwestern und Brüder,

wenn Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Interessen, gar unterschiedlicher Nationalität zusammen sein können, ja wenn sie gar miteinander friedlich etwas unternehmen, aneinander Interesse zeigen, Freundschaft knüpfen und vertiefen wollen, dann ist das immer ein Grund für ein Fest. Dafür soll nachher Platz und Gelegenheit sein. Das Fest als Ausdruck der Freude über das „umsonst“: Mir, uns wird Gemeinschaft geschenkt, umsonst, nicht als Frucht meiner Leistung – auch wenn zu einem Fest natürlich Vorbereitung gehört. Das Zusammensein kann sehr schön sein, ist sehr schön – aber für Christus ist das noch nicht genug. Er spricht vom „Eins-sein“ und ertut dies in einer Weise, die ich mit ihnen näher betrachten will:

Die Verse aus dem Hohenpriesterlichen Gebet Jesu, aus dem wir eben wieder hörten, gehören einer eigenartigen Sprache an. Einer der Verse lautet: „Ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast“ – Christus spricht seinen Vater an und er meint uns, wenn er sagt, dass er uns seine Herrlichkeit gegeben hat, die er selbst vorher vom Vater empfangen hat.

Was, bitte schön, meint das? Was hat Christus uns gegeben? Was meint Herrlichkeit? Im Alten Testament ist es die „Kabod Jahwe“, die weltliche Erscheinungsweise der Größe, der Erhabenheit, der Unbegreiflichkeit Gottes. Wo Gott ahnbar wird – als Feuersäule, als Sturm, als Wolke, im Lobpreis des zum Gebet versammelten Volkes, da bricht durch, dass die Welt und mein Leben mehr ist, als wir ahnen, weil Gott dahinter steht, der, der alles erhält, der alles trägt, der alles lenkt.

An Weihnachten hörten wir im Prologe des Johannes, dass wir seine Herrlichkeit gesehen hätten und heute bekommen wir gesagt, dass diese Herrlichkeit des Sohnes zu unserer geworden ist. Was meint das? Die Herrlichkeit des Sohnes, die der Vater ihm gegeben hat: Wenn ich Jesus richtig verstehe, seine Worte, seine Handlungen, sein Verhalten, dann kann es nur bedeuten, dass Er dem Vater gehört; dass Er aus dessen Liebe lebt; dass Er während seiner irdischen Existenz nur Sohn sein will, ohne eigene Macht, allein auf den Vater vertrauend und hoffend – bis hin zur Stunde von Gethsemani! Durch und in Jesus soll deutlich werden: der Vater steht dahinter, der alles erhält, alles trägt, alles lenkt.

„Ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben“ – für mich bekommt dieser Vers einen ungeheuren Wert. Christus spricht nicht von einem Wunsch, einem Vorhaben, einer Hoffnung. Es ist so – er hat gegeben, es ist schon geschehen. Und damit verfolgte er eine Absicht, da steht ein Sinn dahinter: damit sie eins sind, wie wir es sind. Damit wir Menschen wirklich zusammen sein können, mehr noch, damit wir eine Einheit spüren, dafür bedarf es der Herrlichkeit Gottes! Dafür bedarf es nicht nur des Wissens, sondern der gläubigen Erfahrung, dass Gott selbst hinter uns, dem anderen, hinter mir steht, Gott, der alles erhält, alles trägt, alles lenkt!

Liebe Schwestern und Brüder, das können wir nicht machen, nicht herstellen. Es ist uns geschenkt, als Christen, dass wir überall einen Durchbruch durch die Wirklichkeit entdecken können: Der andere ist mir als Wegzeichen auf den Weg gestellt; die Gemeinschaft einer Gemeinde, einer Gruppe, eines Kreises macht – auf welche Weise auch immer – deutlich, wer hinter allem steht, wer die Welt in der Hand hat.

Wir Christen haben der Welt viel zu sagen – damit dürfen wir nicht hinter dem Berg halten. Ob z.B. „Gott“ in der europäischen Verfassung vorkommt oder nicht, hat nichts mit „Freiheit“ zu tun. Hier geht's um die Überzeugung, ob wir Menschen nur zusammen sein können, oder ob wirklich Einheit möglich ist! Einheit ist nicht zu machen, von keiner Politik, Einheit ist Geschenk, und dafür brauche ich Gott! Um des Menschen willen!

Jetzt feiern wir die Herrlichkeit Gottes, die uns eine Einheit schenkt, in der wir erkennen können, wer hinter all dem steht – und dass wir uns Seiner Hand getrost überlassen dürfen. Und im Anschluss können wir nichts Besseres tun, als daraus ein Fest zu machen. Amen.

Pfingsten 2007 – Lesejahr C

Was verkündigen wir?

Liebe Schwestern und Brüder,

was verkündigen die Apostel? Es kann passieren, dass der Bericht über das Pfingstereignis, den uns die Apostelgeschichte überliefert, gehört und gelesen wird – und das Wichtigste dabei aus dem Blick gerät: nämlich das, was die Apostel verkünden, das, was die Menschen verblüfft, das, was sie verstehen, weil es in ihrer Sprache gesagt wird. Sie staunen nicht so sehr darüber, dass Menschen mutig und kraftvoll auftreten, dass sie ihre Sprache in ungewohnter Umgebung oder aus ungewöhnlichem Mund hören, sondern dass die großen Taten Gottes verkündet werden! Ist das eine Sensation? Auf jeden Fall stört es, verstört, damals schon meinten einige Zuhörer, dass die Jünger wohl betrunken seien.

Gottes große Taten – was meint das? Die Predigt des Petrus, die sich diesem Ereignis anschließt, beschreibt die Neuheit der Gestalt Jesu, sein Sterben und Auferstehen. Wie finden wir zu der Begeisterung, die die Menschen damals verblüffte?

Vielleicht kann das Evangelium eine Hilfe sein: es erzählt von Ostern und Pfingsten zusammen, aber das Entscheidende ist der Blick auf die Jünger. Sie sitzen nach dem Karfreitag verängstigt zusammen, die Türen sind verschlossen – modern gesprochen: Sakristeikatholizismus, man bleibt unter sich. Und dann kommt Jesus, er ist mitten unter ihnen, schenkt ihnen Frieden, die Gemeinschaft mit Ihm, und er zeigt ihnen die Wundmale. Der Auferstandene ist nicht unverletzlich – aber all das hat nicht die Macht, ihm das Leben zu nehmen: ihn von der Gemeinschaft mit dem Vater zu trennen.

Und dann kommt das Entscheidende: Geht auch ihr, so, wie ich es getan habe. Keine Angst: ihr seid nicht allein. Durch den Heiligen Geist seid ihr in der Gemeinschaft mit mir – und so könnt ihr das gleiche Wunder vollbringen: die Trennung, die Absonderung der Menschen von Gott vergeben, neuen Anfang ermöglichen, neue Gemeinschaft, neues Leben! Pfingsten eben.

Liebe Schwestern und Brüder, das verkünden die Apostel! Sie verkünden, dass die Größe Gottes darin besteht, sich auch um das Kleine und Unscheinbare zu kümmern, am Einzelnen, an jedem Interesse zu haben. Sie verkünden, dass die Grenzen unseres Vertrauens, die je nach Biographie früher oder später erreicht wird, von Ihm niedergelegt wird: seine Wunden, unsere Wunden, das Schlimmste, das passieren kann – es hat keine Macht!

Das ist doch damals wie heute verblüffend, unerhört. So viele Menschen warten darauf. Einige meinen, wir seien verrückt, betrunken – na und. Die vielen anderen müssen uns drängen. Wie verkünden wir's, in welcher Sprache?

Wir beklagen den Rückgang an Kirchenmitgliedern, den Rückgang an Religiosität. Ich beklage den mangelnden Mut – das Verharren im Abendmahlssaal vor lauter Angst, es könnte was passieren! Ja, es kann allerdings etwas passieren: dass Menschen uns in ihrer Sprache hören. Arbeitslose, Geschiedene, ungeliebte Jugendliche, Verlierer, Mütter, die abgetrieben haben, Süchtige aller Couleur, Workaholics, die ihren eigenen Wert an der Firmenbilanz messen, Spaßsüchtige – ihnen in ihrer Sprache zu sagen: wisst ihr eigentlich, wie nahe euch Gott sein will?

Damals traf das die Massen ins Herz und die Sache Jesu ging rasant weiter. Um nicht missverstanden zu werden: Nicht die Apostel hatten Erfolg, sondern Jesus selbst kam durch sie an die Menschen heran. Darum geht es auch heute. Nicht um Mitgliederwerbung! Es geht darum, dass wir uns Gottes Geist, seiner Gegenwart zur Verfügung stellen. Diese Bereitschaft reicht und wir erfahren dann selbst, von welcher Angst uns Gott befreit. Dann können wir in allen möglichen Sprachen, je nach unseren Talenten, diese Großtat Gottes verkünden. Wagen wir es – um der Menschen willen. Amen.

10. Sonntag im Jahreskreis C – 2007

Lk 7, 11-17: Dem Leidenden nahe

Liebe Schwestern und Brüder,

ein toter Sohn wird seiner verwitweten Mutter zurückgegeben. Jesus bewirkt das. Ist das nicht wunderbar? Na ja, schon. Aber... „Aber“, weil zumindest ich gleich an die vielen Fälle denke, bei denen das nicht geschieht, an die trauernden Eltern, trauernden Menschen überhaupt, die alles dafür täten, wenn es nicht so wäre, wie es jetzt für sie ist. Warum mutet uns die Liturgie ein solches Evangelium zu, bei dem wir – wenn wir's ernst nehmen – zwangsläufig sagen müssen: Warum hilfst Du nicht auch andernorts auf diese Weise?!

Ich möchte mich mit Ihnen der Heiligen Schrift stellen, das heißt Gottes Wort, keinem Märchen- oder Anekdotenbuch. Gottes Wort tritt heute, jetzt an mich heran.

Das Evangelium berichtet von einer Frau, die alles verloren hat: mit ihrem einzigen Sohn ihre ganze Lebensabsicherung im Alter. Viele Menschen begleiten sie auf dem Trauerzug: in ihrem Schmerz wird sie begleitet, immerhin, aber niemand kann ihr offensichtlich eine neue Perspektive aufzeigen.

Es heißt nun, dass Jesus Mitleid mit ihr hatte. Der griechische Ausdruck dafür ist noch stärker: er beschreibt dieses Empfinden als ein „das Eingeweide umdrehen“. Das ist etwas Unglaubliches – gerade im Kontrast zur ersten Lesung aus dem 1. Königsbuch kommt das gut hervor: Auch dort verliert eine Witwe ihren Sohn. Sie meint aber, dass dies sicherlich göttliche Strafe für Sünde und Verfehlung sei. Der Prophet Elija ringt daraufhin mit Gott, den er vorwurfsvoll fragt, ob er denn auch über dieses Haus Unheil bringen wolle.

Nein, Gott will kein Unheil bringen, Gott braucht nicht als Racheengel auftreten. Jesus offenbart Gott als den, der nahe ist, barmherzig – und nicht einfach nur als einen unter anderen inmitten der Trauergemeinde! Gott handelt. Aber was genau tut er? Es ist die Mutter, die Jesus im Blick hat und ihr gibt ER etwas, dass sie neu oder erstmals erfahren lässt, dass Gott nahe ist: ihren Sohn. Um es noch einmal deutlicher zu sagen: Jesus wendet sich einem verzweifelten Menschen zu – in diesem Fall hat es zur Folge, dass ein anderer Mensch „aus dem Schlaf geweckt“ wird.

Liebe Schwestern und Brüder, ich wollte mich mit Ihnen der Heiligen Schrift stellen und ich entdecke ein Zweifaches: Zum einen den Gott, der sich vom Menschenleid bewegen lässt, ganz konkret und individuell und damit menschliche Vorstellungen von einem Gott der Strafe über den Haufen wirft. Und ich entdecke auch, dass unsere menschlichen Maßstäbe vom Leben verändert werden: Für die Heilige Schrift ist das biologische Leben, das wir oft krampfhaft verlängern und verjüngen wollen, ein Teil des Lebens, keineswegs alles. Und dieses biologische Leben ist erst dann „Leben“, wenn es ein Leben in Gemeinschaft mit Gott ist: hier und jetzt und dann auch später. Das macht Paulus in der zweiten Lesung deutlich: der entscheidende Schritt seines Lebens – ein Schritt vom Tod ins Leben – war die Hinwendung zu Christus.

Das mag alles etwas abstrakt klingen. Aber das wendet sich ganz schnell, wenn ich mein eigenes Leben damit verbinde: Als Christ glaube ich, weil ich es erfahren habe, dass Gott sich um mich kümmert, dass Er sorgt, dass ER mitfühlt. Gerade die Situationen, die uns an die Grenze des Vertrauens führen, fordern Ihn heraus – gerade da will Er sich als der zeigen, der als mein Wegbegleiter spüren lässt: ich habe Dich nicht vergessen, ich bin auf dem Weg mit Dir, ich lasse es nicht zu, dass Du an mir verzweifelst.

Gerade den Menschen, die trauern, die eine schwere Zeit durchleben, die vor einer Neuorientierung stehen, möchte ich in Abwandlung dessen, was die Menschen im heutigen Evangelium sagen, zurufen: Gott nimmt sich Deiner an. Vertrau!

Diese Botschaft müssen wir Christen verbreiten. Amen.

Fronleichnam 2007

Gebt ihr ihnen zu essen

Liebe Schwestern und Brüder,

„Gebt ihr ihnen zu essen“ – für viele Zeitgenossen ist das eine wesentliche, wenn nicht sogar die Hauptaufgabe der Christen: sich um soziale Belange zu kümmern, sozialer Dienstleister zu sein. Das ist selbst bei vielen Christen tief verwurzelt: wir müssen uns doch um die kümmern, die schwächer sind, die keine Lobby haben. Und das aus gutem Grund: Gott sendet uns! Das lässt sich leicht zeigen: Wer die tätige Nächstenliebe, die Caritas, aus dem Christentum herausschneidet, der verstümmelt es bis zur Unkenntlichkeit. „Wenn jeder gibt, was er hat, dann werden alle satt“ – das wurde vor einigen Jahren voller Begeisterung gesungen.

Aber: beliebter sind wir dadurch auch nicht geworden, eher unbedeutender. Hauptsache, wir engagieren uns noch irgendwie sinnvoll. Wehe, wenn nicht! Dann gibt es den „moralinsauren“ Zeigefinger auch aus den eigenen Reihen zu sehen!

„Gebt ihr ihnen zu essen“ – kann es sein, dass wir uns zu wenig Gedanken darüber gemacht haben, was genau wir denn zu essen geben sollen? Aber ist das nicht offensichtlich?, könnte man jetzt einwenden! Bei einem leeren Bauch helfen keine frommen Worte, da hilft nur Brot; bei einem kranken Leib helfen keine salbungsvollen Reden, da hilft nur Medizin. Richtig! Aber dann: welches Brot geben wir der hungernden Sehnsucht, welche Medizin der kranken Seele? Halten wir die Bibel denn wirklich für ein Handbuch praktischer Sozialarbeit?

Papst Benedikt legt in diesen Wochen mit seinem neuen Buch den Finger tief in die Wunde: die Heilige Schrift spricht von Jesus, dem Gottessohn! Alles andere greift zu kurz; alles andere sind Rezepte, mit denen sich nur eine fade dünne Suppe anrühren lässt. Aber nichts für den Hunger! Dabei kann man diesem Papst keine weltfremde Frömmerei unterstellen: Seine erste Enzyklika handelte von Gott, der die Liebe ist und den die Kirche wirksam und glaubwürdig in den vielfältigen Werken der Caritas bezeugt.

Welchen Gott bezeugen wir? Was tun wir hier heute und anschließend während der Prozession? Das Evangelium berichtet davon, dass die Menschen in Scharen zu Jesus kamen. ER empfing sie freundlich, redete vom Gottesreich und heilte die, die litten, Er tat das, was vorher auch die Jünger taten, die Er in seinem Namen aussandte und die voller Begeisterung, wenn auch müde zurückkamen. „Gebt ihr ihnen zu essen“. „Wir haben nichts, zumindest ist es zu wenig“. „Gebt und lasst mich machen“ – aber: die Menschen müssen vorbereitet werden. Lukas beschreibt, dass die Menschen sich in Gruppen zu fünfzig hinsetzen sollten. 50! Das ist kein Zufall! Die Zahl von Pfingsten, die Zahl des Heiligen Geistes. Die Menschen sollen in all ihrem Hunger offen sein für das, was Gott schenken will. Und was Gott dann tut, übertrifft alle Erwartungen.

Liebe Schwestern und Brüder, dass wir hier Eucharistie feiern und anschließend mit dem Herrn in der Mitte durch den Ort laufen, werden viele Menschen für Folklore halten. Beweisen, dass es Gott selbst ist, der sich schenkt, können wir nicht. Wir können es nur bezeugen: dass Er an uns herantritt unter der schlichten Gestalt des Brotes; dass Er sich anbietet, als Freund den Lebensweg zu begleiten, durch alle Höhen und Tiefen, um so dem wahren Hunger nach Leben Nahrung zu geben.

Vielleicht haben wir es selbst wieder nötig, diese Nahrungsquelle zu entdecken. Möglicherweise müssen wir die eigene Bereitschaft erneuern, dass Er an und in uns wirken kann. Gott zuzutrauen, dass Er ganz konkret wirkt und handelt, weil Er lebt, hier und jetzt, weil Er mich meint, und Dich! Dass es reicht, wenn wir Ihm das Wenige hinhalten, was wir selbst haben. Er wird sich selbst dazugeben und dann ist da nur noch Überfluss!

Als Christen führt eigentlich kein Weg daran vorbei, denn Sein Auftrag gilt: „Gebt ihr ihnen zu essen“. Er möchte sich den Menschen mitteilen, oft und gerade auch durch uns.

So viele Menschen haben Hunger, Hunger nach Sinn und Leben. Und wir sitzen an der der Quelle. Es ist so viel da – von IHM. Amen.

11. Sonntag im Jahreskreis C – 2007

Lk 7, 36-8,3: Sich Barmherzigkeit schenken lassen

Liebe Schwestern und Brüder,

„wenn er wirklich ein Prophet wäre, müsste er wissen, was das für eine Frau ist, von der er sich berühren lässt“, er würde sich also nie von ihr berühren lassen. Wer hat dem Pharisäer das nur gesagt? Gott würde sich nie berühren lassen von einer solchen, von jemandem, der soviel Dreck am Stecken hat, von jemandem, der immer nur seinen eigenen Vorteil gesucht hat, von einem, der die Gebote nie so genau beachtet hat, von einem, der von einer Sünde in die andere gefallen ist, ohne sich je zu bemühen! Wer hat ihm das nur gesagt?

„Als die Sünderin hörte, dass Jesus im Hause des Pharisäers bei Tisch war, trat sie von hinten an ihn heran“. Wer hatte ihr bloß gesagt, dass sich irgendjemand Gott nur von hinten nähern darf, dass es jemand nicht Wert sein kann, von Gott angeblickt zu werden? Da hat jemand Schuld auf sich geladen, da hat sich jemand gegen sich, den Nächsten und gegen Gott verfehlt, da drückt eine enorme Last, die immer wieder durchbricht, wenn das Lachen eigentlich da sein sollte – wer hat bloß gesagt, dass sich ein solcher Mensch, der doch umkehren möchte, der Gottes Barmherzigkeit braucht, viel mehr braucht als so manch anderer, der sich gerecht fühlt, wer hat bloß gesagt, dass sich so jemand Gott nur von hinten nähern darf?

Aber – und das ist bei all den Vorurteilen, von denen wir gehört haben, für mich das Besondere: die Frau muss aus Jesu Mund etwas gehört haben, dass ganz tief in ihr Herz gedrungen ist. Ein Wort, das all ihre Verhärtungen, all ihre Absonderung, all ihre eigenen Gefühle von Kleinheit und Bedeutungslosigkeit in den Grundfesten erschüttert hat. Sie kommt in Tränen aufgelöst, sie kommt, um zu danken, weil sie etwas nie Erlebtes erfahren durfte: angenommen zu sein, ohne sich dafür verkaufen zu müssen.

Liebe Schwestern und Brüder, das ist doch wirklich Frohe Botschaft und ich glaube, dass das heutige Evangelium, die Worte, die Erklärung Jesu keine Verstehensprobleme liefern. Klar, was gemeint ist: Wem wirklich etwas vergeben wurde, wer wirkliche Schuld auf sich geladen hat und dem ein neuer Anfang geschenkt wurde, wer sich so beschenkt weiß, der kann sich unglaublich freuen, der findet wieder Kontakt zu seinen Empfindungen, der kann dieses Geschenk auch anderen viel leichter weiterschicken.

Mit dem Kopf können wir das verstehen. Aber können wir es auch mit dem Herzen nachvollziehen? Unsere Umwelt, unsere Gesellschaft leben anders – und wir sind ein Teil davon. Wie ist diese Botschaft Jesu in unserer Kirche, in unseren Gemeinden zu spüren? Ich träume davon, dass bei uns niemand auf unsere Vorurteile oder Einschätzungen festgelegt wird, sondern dass wir einander locken, dass da ein naher Gott ist, der uns heilen möchte, von allen Verletzungen, von allen Verkrümmungen, von aller Schuld.

Natürlich: dazu gehört auch, dass ich mir selbst nichts vormache. Das kann ich aber dann lernen, wenn ich weiß und spüre, dass mich jemand lockt, dass mir jemand etwas zutraut. Wir Menschen, wir Christen können uns dabei gegenseitig helfen, uns Zeugen eines Gottes sein, der mit uns auf Tuchfühlung gehen möchte.

Es gibt in unserer Gesellschaft viele Meinungen und Ansichten über Kirche, über Glauben, über Gott. In diesen Monaten, in denen ich mich an vielen Orten, bei vielen Menschen vorstellen durfte, bin ich einigen davon begegnet. Hin und wieder wunderte ich mich im Stillen: wer hat den Menschen nur so etwas über die Kirche, über Gott erzählt? Da ist soviel Glaubensmüll und Vorurteil abzutragen.

Bringen wir doch die Frohe Botschaft wieder unter die Menschen, Gottes Wort, Ihn selbst. Dabei wird nicht das überzeugen, was wir von Religion wissen, sondern das, was wir erfahren haben: Das Gott Leben schenkt, wenn wir endlich anfangen, uns von unseren selbst gemachten Bildern von Gott, vom Nächsten und uns selbst zu verabschieden. Menschen werden uns dann fragen: Wer hat euch das nur erzählt? Amen.

Valentinuswallfahrt Kiedrich – 2007

Wo Güte Liebe ist, da ist Gott

Liebe Schwestern und Brüder,

was haben wir uns eigentlich in der Vorbereitung auf diesen Tag für ein Motto herausgesucht?! „Wo die Güte und die Liebe, da ist Gott“. Fromm. Nett. „Liebe“ und „Gott“ hübsch zusammen. Mir ging in den letzten Tagen durch den Kopf: was ist das banal-langweilig! Woran liegt das?, fragte ich mich. Worte, die uns viel bedeuten, sind banal? Nein, das sind sie nicht, aber sie wirken so, das ist ein Unterschied.

Der Kaplan machte mich darauf aufmerksam, dass es im Laufe der Jahrhunderte einmal eine andere Lesart dieses Verses „ubi caritas et amor, ibi Deus est“ gab. Da wurde nur ein einziges Wort ausgetauscht: „ubi caritas EST amor, ibi Deus est“, „wo Güte Liebe ist, da ist Gott“! Wo Güte, Caritas, Ausdruck von Liebe ist, ist Gott da. Ich hoffe Sie merken's auch: da ist plötzlich die Langweile weg, jetzt könnte es spannend werden.

Über viele Jahrhunderte kamen Menschen hierher nach Kiedrich: Menschen, die geplagt waren; die krank waren; solche, die keine andere Hoffnung mehr hatten, als hierher zu kommen. Von Wunderheilungen wird nicht übermäßig viel berichtet, aber das hat die Menschen nicht davon abgehalten zu kommen. Viele Pilger starben hier und wurden auf diesem Platz begraben: besser, am Ende der Reise in Kiedrich zu sterben, als zu Hause auf den Tod zu warten! Was war es nur, was so lockte? Reliquien? Ein schöner Kirchenbau? Ich glaube, dass uns die Geschichtsbücher und Aufzeichnungen nur den Rahmen erzählen, aber das Zentrum nicht übermitteln können. Ganz einfach deswegen, weil etwas Lebendiges nicht in Buchstaben zu bannen ist: Wo Güte Ausdruck von Liebe ist, ist Gott da!

Vor drei Jahren konnte ich auf einer Indienreise Kalkutta besuchen und ich freute mich sehr darauf, die Orte zu sehen, die Mutter Teresa selbst gegründet hatte. Der Besuch eines Hauses hat sich mir tief eingebrannt: der Besuch in dem Haus, das Mutter Teresa als erstes mit ihren ersten Mitschwestern eröffnet hatte, der Besuch im Haus der Sterbenden. Zwei große Räume, getrennt für Männer und Frauen, in denen jeweils ca. 40 Personen auf einfachen Pritschen lagen. Vor dem Betreten der Räume erwartete ich manches, aber nicht das: Menschen blickten mich an, die der nahe Tod schon gezeichnet hatte und die dabei so friedlich wirkten, nicht elend, nicht jammervoll. Die Ruhe dieses Hauses – keine Totenruhe! An einer Längsseite der Räume sind oben Fenster, hinter denen eine Dachterrasse liegt. Auf dieser Terrasse befindet sich – nach außen offen und beinahe mit Blickkontakt auf die Sterbenden – die Kapelle der Schwestern. Der Konvent war versammelt, auf dem Altar war die Monstranz, der Rosenkranz wurde gebetet: „...jetzt und in der Stunde unseres Todes“. Die tätige Caritas der Schwestern war und ist Ausdruck der Liebe, der Freundschaft zu Christus – wo Güte Liebe ist, ist Gott da! Ich dachte damals: so behütet möchte ich auch einmal sterben.

Liebe Schwestern und Brüder, noch bin ich neu hier im Rheingau und ich staune über viel Schönes. Ein hier sehr beliebtes Wort ist: Es war immer so! Auch das heutige Fest. Gut so! Aber warum, warum war es immer so? Warum soll es so bleiben? „Weil's schön'is“ – reicht das?

Warum also? Die heutigen Lesungen zum Fest können und eine Spur zeigen: weil es darum geht, dass wir die Freundschaft zu Ihm bezeugen, dass wir besonders denen, die schwer zu tragen haben, deutlich machen: „kommt, nicht nur Valentin war ein Zeuge, ein Freund Jesu; die gibt's heute auch. Wir bemühen uns drum!“

Ich träume davon, dass das, was wir in unseren Gemeinden tun, alle Formen der Güte, der Caritas, Ausdruck der Freude ist, mit Ihm auf dem Weg sein zu dürfen – dass es dass ist, was „immer“ so ist, die Freude an Gott, die Menschen hierher lockte und die auch heute noch Menschen hierher locken kann. Die Freude an Ihm: Wenn ich Ihn nachher in der Monstranz tragen darf; wenn Sie dabei die Standarte Ihrer Vereine tragen; wenn die Bläser dabei spielen; wenn die Chorbuben singen; wenn wir mitbeten.

Wo Güte Liebe ist, ist Gott da. Das war schon immer so! Amen.

24. Sonntag im Jahreskreis C – 2007

Lk 15, 1-10: Der Sünder, der umkehrt – das verlorene Schaf

Liebe Schwestern und Brüder,

was ist eigentlich ein „Sünder“? Ein Wort, das viel gebraucht wird, nicht nur religiös, sondern auch in der Werbung. Was meint es genau? Darüber gibt es viele Unsicherheiten, auch Missverständnisse. Die heutigen Evangelien benutzen zwei Bilder: das des verlorenen Schafes und das einer verlorenen Drachme, eines Geldstücks. Schließlich wird im Evangelium bei Lukas noch das Gleichnis vom verlorenen Sohn angefügt. Das ist bemerkenswert: Es geht um etwas Verlorenes, das wertvoll ist: das Schaf ist dem Hirten wertvoll; die Drachme der Frau; der verlorene Sohn dem Vater – kurzum: beim Sünder geht es um einen Menschen, der Gott wertvoll ist. Das ist alles andere als selbstverständlich! In diesen Tagen durfte ich das wieder sehr bewegend erfahren:

Ein junger Mann klagte sich an, dass er sich wegen seines Lebenswandels so schmutzig fühle und er das wohl auch gegenüber Gott sei, schmutzig. Dabei hätte er so eine Sehnsucht nach Annahme, so eine Sehnsucht nach Gottes Nähe. Ich fragte ihn, ob er denn das Gefühl kennen würde, geliebt zu sein und im Laufe des Gesprächs wurde immer mehr deutlich: genau das wurde ihm nie geschenkt, obwohl er – gerade gegenüber der Mutter – so sehr darum gebettelt hatte. Tief in ihm drin saß der Stachel: ich bin nichts wert. Viele Erfahrungen schienen ihm das zu bestätigen.

Aber mit Gott wollte er ins Reine kommen. Aber wie? Er ist ja schmutzig. Ein Teufelskreis! Gott kann ihn ja gar nicht lieben.

Es hat mich selbst sehr bewegt zu sehen, wie seine Tränen flossen, als er erfuhr, dass Gott gerade ihm nachgeht und ihn auf Seine Schultern hebt, gerade ihn besonders sieht, gerade ihm entgegen läuft. Er war der Sünder, der, der sich absondert von Gott, der den jungen Mann nicht heilen konnte, da Er an ihn nicht herankam. Der junge Mann begriff plötzlich mit dem Herzen: Umkehr ist nicht zuerst ein Handeln, mit dem ich bei Gott gute Noten bekomme. Umkehr ist die Frucht einer Erfahrung der Annahme, die mich von Gott anders denken lässt.

Diese Erfahrung hat der Malerpriester Siger Köder meiner Ansicht nach sehr schön wiedergegeben in einem Bild vom „Guten Hirten. Ich möchte es Ihnen beschreiben: Im Vordergrund ist der Hirt zu sehen, der ein erschöpftes Schaf auf seinen Schultern trägt. Um ihn herum sind Menschen, auch ein Hund, zu sehen, die sich offensichtlich freuen, musizieren, tanzen. Der Hirt hat Fußspuren hinterlassen und wenn man diese in den Hintergrund zurückverfolgt, dann sieht man einen großen Dornenstrauch, mit Blut darin und weißen Fellflecken: das Schaf hat sich nicht nur verlaufen, es hat auch Verletzungen davongetragen.

Das für mich Bemerkenswerteste ist allerdings ein Detail des Hirten: Sein Gesicht: Der Betrachter sieht nur eine Hälfte des Gesichtes, denn die andere Hälfte ist vom Kopf des Schafes bedeckt. Und so sieht es so aus, dass der Hirt auf der linken Gesichtseite mit seinem Auge sieht, auf der rechten Gesichtseite aber gleichsam mit und durch das Auge des verletzten Schafes. Der Hirt trägt es nicht nur, er weiß um die Angst des Schafes, um den Weg, Er kann von Innen her mitfühlen. Was auch immer das Schaf veranlasst hat wegzulaufen, sich abzusondern – zu sündigen! – bei einem solchen Hirten wird es wohl künftig bleiben wollen.

Liebe Schwestern und Brüder, was ist ein Sünder? Ein Sünder ist einer, der sich von Gott abwendet, mehr oder weniger, und allerhand Kapriolen macht. Er sucht das „Leben“ woanders und wird es doch niemals wirklich finden. Menschen suchen nach diesem Leben, zunehmend auch wieder in unserer Kirche. Wir können Botschafter eines Gottes sein, der uns eine Nähe schenken will, die wirklich verwandelt. Ich durfte das in diesen Tagen wieder miterleben und begreifen, was es heißt, wenn das heutige Tagesgebet von der „Macht der Liebe“ spricht.

Dem jungen Mann, den ich traf, war nicht bewusst, wer ihm in Jesus entgegentritt. Kann es sein, dass es dem einen oder anderen unter uns ähnlich geht? Amen.



27. Sonntag im Jahreskreis C – 2007

„Stärke unseren Glauben“

„Stärke unseren Glauben!“ – da hat eine Frau ihr Lebtag für ihre Familie gelebt, alle Sorgen geteilt, war immer da. Jetzt trifft sie das Alleinsein umso härter, da sich keiner um sie kümmert. Ist Jesus da? Stärke unseren Glauben!

Eine christliche Ehe steht doch unter dem Schutz Gottes. Der Familienvater dachte auch so. Er müht sich so lange schon verzweifelt um Arbeit. Jetzt ist Hartz IV angesagt, seine Kinder schämen sich in der Schule, die Ehefrau hält es kaum noch bei ihm aus. Ist Jesus da? Stärke unseren Glauben.

Liebe Schwestern und Brüder, schwierige Situationen im eigenen Leben oder im Leben mir gut bekannter Menschen lassen sich leider viel zu oft finden. Eine solche Situation kann immer wieder auch zu einer Krise des Vertrauens führen: Wo ist Gott? Wie kann ich darin Gottes Nähe oder gar seine Fürsorge entdecken?

„Mehre unseren Glauben!“, bitten die Jünger. Aus welcher Situation heraus bitten sie das? Wenn ich richtig ins Evangelium schaue, dann gehen dieser Bitte der Jünger deutliche Forderungen Jesu voraus. Bilder vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Sohn, vom Ernst der Nachfolge drehen sich letztlich darum, dass sich jeder fragt: worum dreht sich mein Leben? Was ist wichtig und was ist das Wichtigste?

Dabei wird aber auch klar: Der Mensch ist deshalb gefordert, Stellung zu beziehen, weil Gott es schon längst getan hat: Für Ihn sind wir, bin ich so wertvoll wie das verlorene Schaf, die Drachme, der verlorene Sohn. Ich bin Sein Schatz. Setze ich alles auf diese Karte? Bin ich bereit, das zu glauben, das anzunehmen?

„Stärke unseren Glauben!“ Die Jünger hören, was Jesus sagt. Sie sehen auch, dass Er selbst über eine Kraftquelle verfügt, die Ihn zielstrebig voranschreiten lässt. Sie würden es gerne glauben, sie würden gerne alles auf diese Karte setzen. Aber sie kennen sich zu gut, sie wissen um die eigenen Grenzen, das gehörige Maß an Misstrauen, das sich gerade dann einstellt, wenn Schwierigkeiten drohen.

„Stärke unseren Glauben!“ – es ist wohl keine aktuelle Krise, die die Jünger so bitten lässt, eher die Sorge darum, dass dann, wenn es schwierig wird, die einfache Begeisterung für Jesus nicht ausreichen wird.

Aber wie ist die Antwort Jesu zu verstehen? Wäre dein Glaube so groß wie ein Senfkorn, dann könnten die Bäume ins Meer verpflanzt werden! Jemand könnte fragen: „Was sollen denn die Bäume im Meer?“ Ich will doch nicht das Unmögliche, ich will doch nur das alltägliche Vertrauen in Gottes Begleitung. Schon das ist für viele das Unmögliche!

An Gott glauben, an Schöpfung, an Sinn in allem Unsinn – das ja. Artikel des Glaubensbekenntnisses hin- und herkneten kann ganz interessant sein. Aber daran glauben, dass ich im Zentrum des Interesses Gottes stehe? Ein „Senfkorn“ genügt! Viele Menschen verfügen über mehr als nur ein Senfkorn, aber sie setzen es nicht ein. Warum nur?

Weil sie Ihm nicht trauen, nicht wirklich wissen, welchen Platz sie bei Ihm haben. Das heutige Wort vom Sklaven, der gefälligst seine Arbeit tun soll, scheint das zu bestätigen. Wer aber an diesem Wort Jesu herumkauert, der merkt bald: Was die Jünger damals nicht wissen konnten, ist uns heute zugänglich – nach Ostern: Christus hat genau diesen Platz eingenommen, als Er seinen Freunden die Füße wäscht. Nicht Er verlangt's von ihnen, sondern Er tut's an Ihnen. Er beugt sich nieder, nimmt Anteil an ihnen, an ihren alltäglichen Sorgen und Plagen.

„Mehre unseren Glauben!“ - es geht im Christentum in erster Linie nicht um Glaubenswissen, sondern um Glaubenserfahrung. Die kann ich nicht vermitteln, ich kann nur locken. Hier bei der Messe will Gott uns in Christus ganz nahe sein, bei dem, was jeden von uns ausmacht, gerade auch bei den Krisen, die ich vorher exemplarisch skizzierte. Ein Senfkorn Vertrauen. Legen wir es auf den Altar – es wird etwas wachsen, groß werden. Das tiefe Wissen nämlich: Mein Gott, Du bist ja mit mir auf dem Weg. Amen.

29. Sonntag im Jahreskreis C – 2007

Lk 18, 1-8: Beten – Ausrichtung des „inneren Kompass“

Liebe Schwestern und Brüder,

worum geht es in dem heutigen Evangelium, ja letztlich in den Texten dieses Sonntags? Gleich zu Anfang wird's gesagt: „Ihr sollt ständig beten, nicht dabei nachlassen, nicht müde werden“. Um das zu illustrieren, um deutlich zu machen, was Jesus damit meint, fügt er ein Gleichnis an: Eine Witwe bedrängt einen offensichtlich korrupten Richter, um Hilfe einem Gegner gegenüber zu bekommen. Der Richter tut's schließlich, aber nur, um in Ruhe gelassen zu werden. Der Richter hilft, um Ruhe zu haben, also aus egoistischen Motiven. Wird Gott, der ein ganz anderes Interesse am Menschen hat, einem Bittenden nicht sofort zu Hilfe kommen?

Ach so, da kann man jetzt also auf den Gedanken kommen, „beten“ heißt „bitten“, Gott um Erfüllung aller möglichen Wünsche, um Hilfe in allen möglichen Nöten zu bitten. Aber was ist dann mit den Vielen, bei denen das nicht funktioniert, von denen Gott sich offensichtlich lange und vergeblich bitten lässt? Jeder von uns könnte wohl Beispiele anführen.

Worum geht es in den heutigen Texten? In der ersten Lesung hörten wir, wie Mose bei einem kriegerischen Konflikt die Hilfe Gottes für sein Volk erfleht. Er begleitet betend den Kampf, wobei er dabei die Arme erhoben hält. Davon hängt das Kriegsglück ab: Die Arme erhoben zu halten! Die Arme erhoben: das heißt, nicht auf die eigene Kraft zu vertrauen, sondern darauf, dass Gott es ist, der handelt und wirkt. Und selbst das, die Arme erhoben zu halten, ist Mose schließlich ohne fremde Hilfe nicht möglich.

Ihr sollt ständig beten: Bei meinem Umzug im Sommer wanderte wieder eine Kleinigkeit mit, die mich seit meiner Kindheit begleitet. Es war mir gar nicht so recht bewusst, bis ich ihn wieder in der Hand hatte: einen kleinen Kompass. Tatsächlich lag er bisher immer irgendwo in meinem Regal. Er hat mich als Kind fasziniert: Da lässt sich die Nadel zwar aus der Ruhe bringen, aber nicht aus der Orientierung! Sie zeigt beständig nach Norden. Ihr sollt ständig beten: Geht es nicht genau darum, dass ich mich darum kümmern soll, wonach mein innerer Kompass ausgerichtet ist? Ausgerichtet ist er auf jeden Fall – aber worauf?! Was ist das Wichtigste, was zählt? Gerade wenn wir Menschen Krisen erleben, wenn uns das bisherige Leben, das uns so selbstverständlich schien, aus den Händen geschlagen wird – durch Ereignisse unterschiedlichster Art – dann offenbart sich die Ausrichtung meines inneren Kompasses.

Jesus lockt uns: Bemühe Dich, dass Dein innerer Kompass auf mich hin ausgerichtet ist. Unaufhörlich beten bedeutet nicht das, was wohl viele darunter verstehen: vorformulierte Gebete aufsagen, vor sich hinhurmeln. Nein, es meint: „Sei in allem auf mich hin ausgerichtet! Und selbst wenn dies ein Streitfall vor Gericht wäre! Lass mich doch hinein in das Leben, das Du führst. Beteilige mich daran, so, wie Du den Dir liebsten Menschen daran beteiligst. Vertrau, dass ich für dich Partei ergreife.“

Aber Vorsicht: Jesus fragt am Ende: wird er, wenn er wiederkommt, noch Glauben vorfinden? Das Wort „Glauben“ meint hier „Vertrauen“! Vertraue ich Ihm, dass Er mein Leben, auch das Leben der anderen, führt und begleitet, auch wenn es nicht danach aussieht? Gott ist keine Lottofee und auch kein Wunscherfüller-Gott. Das scheint klar zu sein – aber die Enttäuschung, die Menschen immer wieder gegenüber Gott spüren, spricht von einem anderen Gottesbild!

Ich merke, dass ich meinen inneren Kompass immer wieder neu überprüfen muss. Dabei helfen mir im Alltag die stille Stunde, Gespräche mit Freunden, Exerzitien. Dabei helfen mir aber auch so manche Begegnungen mit den kleinen Heiligen des Alltags, die mich immer wieder staunen lassen, über ihr ganz selbstverständliches Gottvertrauen. Auch Erntedank kann eine solche Hilfe sein: Die Mühe der Arbeit hat Gottes Segen, Er ist auch an unserem leiblichen Wohl interessiert. Dieser Dank kann bei uns Christen zu etwas ganz Wunderbarem führen: Dass wir die Bitte Jesu an uns erfüllen, nämlich an unsere Nächsten zu denken, an die Freunde Jesu, die aus einer leiblichen Not heraus die Ausrichtung des Kompasses vernachlässigen. Und darauf kommt es doch an. Amen.

30. Sonntag im Jahreskreis C – 2007

Missionssonntag

Liebe Schwestern und Brüder,

Mission – braucht man das heute noch? So fragen keineswegs nur die religiös Desinteressierten, die der religiösen Konflikte auch in unserem Land – man denke an den Streit um Moscheen – überdrüssig sind. Nein, so fragen auch immer mehr Christen. Dabei steht im Hintergrund die Frage, ob nicht auch das Christentum seine Schattenseiten habe, dass es doch auch letztlich kulturell bedingt sei. Eine „allein seligmachende Religion“ – darf man das noch sagen? Eine Religion, die um sich selbst kreist, braucht es tatsächlich nicht. Daher ist auch die Eingangsfrage unpräzise: „Mission, braucht man das heute noch?“. Es muss vielmehr heißen: Mission – braucht die Welt das heute noch?“ Darum muss es gehen. Was hat die Welt davon was hat der Mensch davon? Hier kommen wir an den ganz entscheidenden Punkt.

Der heutige Missionssonntag steht unter dem Jesus-Wort: „Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet die Frohe Botschaft“. Die „Frohe Botschaft“ ist keine „fröhliche Meinung, sondern das rechte Sprechen von Gott – und dieses Sprechen von Gott lässt erst die Wahrheit über den Menschen sichtbar werden. Wahrheit. Nicht Meinung!

Und damit sind wir wieder bei dem, was heutigen Christen und der angeblichen Toleranzgesellschaft so quer liegt: dass es Wahrheit gibt und damit auch richtig und falsch. Es scheint fast, dass die Christen sich hierzulande für diesen Anspruch schämen – soll denn nicht jeder nach seiner Façon leben? Ist Gott nicht überall irgendwie anwesend? Papst Benedikt erwidert darauf in seinem Buch „Jesus von Nazareth“: „Eine solche Meinung setzt ein sehr seltsames Gottesbild und eine seltsame Vorstellung vom Menschen und dem rechten Weg des Menschseins voraus. Versuchen wir, uns das durch ein paar praktische Fragen deutlich zu machen. Wird jemand deshalb selig und von Gott als recht erkannt werden, weil er den Pflichten der Blutrache gewissenhaft nachgekommen ist? Weil er sich kräftig für und im „Heiligen Krieg“ engagiert hat? Oder weil er bestimmte Tieropfer dargebracht hat? Oder weil er rituelle Waschungen und sonstige Observanzen eingehalten hat? Weil er seine Meinungen und Wünsche zum Gewissensspruch erhebt und so sich selbst zum Maßstab erhoben hat? Nein, Gott verlangt das Gegenteil: das innere Wachwerden für seinen stillen Zuspruch, der in uns da ist und uns aus den bloßen Gewohnheiten herausreißt auf den Weg zur Wahrheit; Menschen, die „hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit“ – das ist der Weg, der jedem offen steht; es ist der Weg, der bei Jesus Christus endet.“ (Jesus von Nazareth, 122f)

Das heutige Evangelium handelt von der Frage, wer oder was der Mensch ist und dass er die Antwort letztlich nur im Gegenüber Gottes erhält. Es geht um die „Gerechtigkeit“ des Menschen. Für die Bibel bedeutet dieser Begriff: wie, wodurch, wann wird der Mensch „richtig“, so, wie er sein soll? „Er bemühte sich, ein guter Mensch zu sein“, höre ich immer wieder. Was auch immer das heißt – reicht das? Jesus nimmt in seinem Beispiel die Selbstgerechtigkeit aufs Korn, die es auch in der Religion gibt, aber nicht nur dort. Das Bauen auf das eigene Können, die eigene Meinung. Ein sich nicht Verdanken-können und nicht Verdanken-wollen. Wozu das führt? Machen wir doch die Augen auf!

Den gegenüber steht der Zöllner: Das ist erst einmal ein Schuft und Ausbeuter, ein Büttel der Staatsgewalt, ein Stasibeamter und korrupter Politiker, ein egoistischer Manager und eine Wirtschaftsheuschrecke. Der entscheidende Punkt: Herr, bitte hilf, ich kann dir nichts aufzählen!

Ist der Mensch nichts? Doch, er ist groß, einfach deswegen, wie er da ist. Und in Christus wendet sich Gott uns, jedem, zu. Das gilt es unter die Menschen zu tragen. Keine Anstrengung der Welt kann dazu führen, dass Gott mich mehr liebt. Das „Ja“ Gottes wird aber von vielen verdunkelt, mit letztlich bösen Folgen für den Menschen.

Den Folgen der Menschverachtung und dem Heilen der Wunden dient heute die Missiologie. Sie ist für Bischof Padilla, dem ersten und einzigen Bischof der Mongolei. Dieses Land, unsere Welt, der Mensch braucht Mission – denn der Glaube kommt vom Hören, vom Bekenntnis anderer. Es geht um die Gerechtigkeit des Menschen, darum, wie das Menschsein gelingen kann und Erfüllung findet: Vor dem Du Gottes. Amen.

Allerheiligen 2007

Heilig sein – heilig werden

Liebe Schwestern und Brüder,

Allerheiligen – Heiligkeit für alle?! Es gibt einige Worte der religiösen Sprache, die für manche Christen in einer Schamecke gelandet sind. Schade. Denn es sind wunderbare Worte – und das Gemeinte ist sogar noch Schöner! Ein solches Wort ist für mich „Heiligkeit“. Bevor ich diesem Wort mit Ihnen nachgehen möchte, noch etwas Persönliches: Vor wenigen Jahren, als Papst Johannes Paul schon sehr von seiner Krankheit gezeichnet war, hatten anlässlich eines Jubiläums alle Mitglieder des Kollegs, in dem ich in Rom studieren durfte, eine Audienz bei ihm. Und er sagte in deren Verlauf ein Wort, das mich ins Herz traf: „Werdet heilige Priester“. Es war ganz persönlich zu jedem von uns gesagt, aber gerade dieser Papst wurde nicht müde, dies jedem, der ihm begegnete, auf immer neue Weise zu sagen, gerade den Jugendlichen, die in Scharen zu ihm kamen.

Allerheiligen – nicht einfach ein Fest einer katholischen Nationalelf, weniger Auserwählter. Das sollten auch die vielen Selig- und Heiligsprechungen der letzten Jahrzehnte bis hin zum letzten Sonntag deutlich machen.

Heilig sein – dieses Wort wird in der Heiligen Schrift zuerst für Gott gebracht, die Kabod Jahwe, die Doxa Dei: Nur Gott ist heilig, und das, was von Ihm berührt wird, trägt davon einen Abglanz, so wie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, nicht selber leuchtet und nicht mit der Sonne verwechselt werden darf. Dadurch, dass er da ist, kann er das Licht, das er empfängt, in einer sternklaren Nacht weitergeben. So spricht Paulus schon von den Christen als Heilige, denn durch sie wird – durch sie soll – Christi Gegenwart unter den Menschen deutlich und sichtbar werden.

Somit ist hier durchaus eine Unterscheidung fällig: Nicht jeder Christ hat in den vielen Jahrhunderten der Kirche das Licht Christi weiter gegeben, ganz im Gegenteil oft sogar verdunkelt. Das soll kein moralisches Urteil sein. Es soll deutlich werden, wozu jeder von uns ohne Ausnahme gerufen ist: Das Licht Christi weiterzugeben, das er am Anfang bei der Taufe, symbolisch durch die Taufkerze, empfangen hat. Es macht aber auch die Dimension der Schuld deutlich, die immer auch das Angesicht der Kirche beschädigt!

Spätestens jetzt kann die Frage kommen: Welche Leistung ist da gefordert, was muss ich alles tun, wo muss ich mich noch überall anstrengen? Es sind typische Fragen unserer Zeit – und sie haben nichts damit zu tun, was heilig werden oder sein, bedeutet.

Schauen wir uns die sogenannten Heiligen an: Unterschiedlichste Männer und Frauen unterschiedlichster Zeiten. Jeder von ihnen hat ein unverwechselbares Profil – und das ist wohl das Entscheidende, das sie gemeinsam haben. Jeder ist ein Original, keine Kopie eines anderen. Jeder hat das verwirklicht, was Gott in ihn gelegt hat, jeder hat sich als Geschöpf akzeptiert und wollte nicht etwas oder jemand anderes sein. Und jeder war darin auf IHN, Christus, ausgerichtet. Natürlich kann das ein schmerzlicher Prozess sein!

Wie oft möchte ich ein anderer sein oder in anderen Lebensumständen? Wo denke ich immer wieder, dass morgen, in einer Woche, einem Monat, einem Jahr alles besser, alles anders ist – und verpasse damit den Augenblick des hier und heute? Gott begegnet mir nur immer jetzt – und wenn ich dann das Empfinden habe, dass ich jetzt alles andere als die Erfahrung Seiner Nähe mache, dann gelten mir die Seligpreisungen des heutigen Festevangeliums! Gerade hier und jetzt kannst du meine Nähe erfahren, gerade hier und jetzt kannst du selbst durchsichtig werden für mein Licht.

Die ist es, was uns in diesen Tagen auch auf den Friedhof gehen lassen kann: sich derer dankbar zu erinnern, die Licht in unser Leben gebracht haben. Und dafür zu bitten, dass sie ankommen dürfen – bei IHM.

Das, was „schwer“ genannt werden kann auf dem Weg zur Heiligkeit, ist: nicht zu fliehen, sondern stehen zu bleiben, hier und jetzt mit all dem Schmutz an meinen Füßen mein Gesicht dem Licht zuwenden, das mir den Weg zeigen will. Die vielen Heiligen, die wir heute feiern, sind ein Ansporn. Sie sind die glaubwürdige Gegenstimme zum gesellschaftlichen Trend, dass das alles doch nicht möglich und überflüssig ist.

Werdet Heilige, werdet die, die ihr seid, Freunde und Freundinnen Gottes. Amen.

Allerseelen 2007

„Wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen“ Die Schatzkiste

„Wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben“.

Liebe Schwestern und Brüder,

viele von Ihnen haben seit dem letzten Allerseelentag einen Angehörigen, einen Bekannten, einen Freund verloren. Dafür stehen die 65 Kerzen, für jeden Verstorbenen unserer beiden Gemeinden eine. Andere, bei denen der Verlust vielleicht schon etwas länger zurückliegt, spüren noch genauso den Schmerz, die Leere, spüren, dass ihnen jemand Teures genommen wurde. Jeder von uns hat in irgendeiner Weise Erfahrungen mit dem Tod!

Was tun wir heute hier, in schwarz? Totengedächtnis? Trauern? „Wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben“ – so sagt es Paulus in seinem Thessalonicherbrief, aus dem wir heute gehört haben. Es ist wichtig zu wissen, woran und wem wir glauben, denn das bestimmt die Gestalt meiner Trauer!

Ein Gedanke, den ich letzten Samstag auf dem Tag des Friedhofs schon anriss, möchte ich hier mit Ihnen vertiefen: Als die frühe Christengemeinde in Rom ihre ersten Toten zu beklagen hatte, da stellte sich die Frage, wo und wie sie zu beerdigen seien. Die Frage des Ortes war klar, auf den üblichen Friedhöfen, die kleinen Städten glichen, Totenstädten, die von den Geistern der Verstorbenen bewohnt waren. Aber wie sollten sie beerdigt werden? Soll sich die Art und Weise unterscheiden, muss nicht gerade auch da deutlich werden, woran wir glauben? Für die heidnische Umwelt waren die Toten nicht tot, sie lebten in einer anderen Welt, der Geisterwelt, die von der Welt der Sterblichen nur durch einen zarten Schleier getrennt war. Es brauchte Schutzgeister, um diese Toten in Schranken zu halten, denn es ging von ihnen nicht nur Gutes aus. Einmal im Jahr, in einer „Allerseelenwoche“ wurden Totenmähler veranstaltet, die die Verbundenheit mit dem Verstorbenen ausdrücken sollten, gleichzeitig sollten sie so von der Welt der Lebenden fern gehalten werden – denn auch wenn sie noch so sehr fehlten, ihre Anwesenheit in der Welt der Sterblichen würde nur Chaos bringen.

Sollten die Christen diese Vorstellung kopieren, auch wenn sie ihren Sinn ganz und gar nicht teilten? Wer auf solchen Friedhöfen nach christlichen Gräbern sucht, der ist erstaunt über die Schlichtheit und die Botschaft: Man muss genau hinschauen, um ein solches Grab als ein christliches zu erkennen. „Depositum“ steht darauf, entliehen aus der römischen Banksprache. Wenn jemand auf Reisen ging, überließ er einem Bekannten sein Hab und Gut, eröffnete so gleichsam ein Depot. Aber es war klar: dieses Depot war nur auf Zeit angelegt, irgendwann kam der zurück, dem das Gut gehörte und holte es wieder ab.

„Wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben“.

Die Christen verstanden die Botschaft, die ihnen verkündet wurde, ganz richtig: Der Tote – das ist er: tot! – gehört nicht der Erde oder einem Sarkophag: das ist nur ein Depot, denn Derjenige, dem dieser Mensch schon immer gehört hat, kommt und holt ihn ab.

Liebe Schwestern und Brüder, sie haben einen ihnen lieben Menschen der Erde übergeben – und das schmerzt. Auf dem Friedhof ist das in diesen Tagen besonders zu spüren. Aber wenn wir dem Schmerz genau nachgehen, und ihn das sein lassen, was er ausdrückt, dann heißt das doch: Ich habe einen Schatz verloren. Genau das! Sie haben keinen Sarg, keine Urne in die Erde gelegt, sondern eine Schatzkiste!

Und noch mehr: ich trauere deshalb nicht wie die, die keine Hoffnung haben, weil ich an jemanden glaube, dem dieser Schatz nicht egal ist, der ihn wertzuschätzen weiß, schon allein deshalb, weil er ihm gehört. Mir war dieser Schatz nur anvertraut, eine längere oder kürzere Zeit, ich durfte mich

daran freuen, habe seinen Wert geschätzt – aber jetzt kommt dieser Schatz in die Hände, in die er gehört. Das ist unsere Hoffnung!

Liebe Schwestern und Brüder, nach dem Verlust, den Sie erlitten haben, mussten Gewohnheiten geändert werden, mussten Sie damit umgehen, dass dieser Mensch nicht mehr wie bisher zum Alltag gehört – besonders schmerzlich wird dies in der eigenen Wohnung bewusst: der Stuhl, auf dem er, auf dem sie saß, ist leer und er bleibt es. Die Wohnung wird nie mehr so, wie sie war. Das kann mich verzweifeln lassen!

„Wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben“. Unsere Verstorbenen, so hoffen und glauben wir, haben Platz genommen in einer anderen Wohnung, einer, von der Christus im Evangelium sagte, dass er sie für uns bereiten will. Werden unsere Verstorbenen dort Platz finden? Werden wir selbst einmal solche Wohnungen beziehen dürfen? In die himmlische Stadt ziehen die ein, die die Fähigkeit besitzen, sich lieben zu lassen. Dass die Verstorbenen in unserem Herzen eine Lücke hinterlassen, lässt mich hoffen, dass Gott sie schließen wird – bei Ihnen und bei mir. Amen.

31. Sonntag im Jahreskreis C – 2007

Lk 19, 1-10: Zachäus: Jesus muss zu Gast sein

Liebe Schwestern und Brüder,

das heutige Evangelium gehört zu den bekannteren, da kann es leicht passieren, nicht mehr richtig zuzuhören, nichts mehr Neues zu erwarten: „Zachäus ist gemein, dafür klein; es ist doch schön, wie Jesus sich um jemanden kümmert der ausgegrenzt wird“. Eine solche, wenn auch beliebte, Betrachtungsweise geht am Evangelium aber vorbei. Vor allem lässt es nicht ahnen, dass letztlich auch der Anspruch, den Jesus hier verkündet, dazu führen wird, dass er am Kreuz landet! Es geht hier um das tiefste Anliegen Gottes, nicht um etwas Nebensächliches – und das ist für so manche auch heute skandalös.

Zuerst einmal: die Kleinheit des Zachäus darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass er als oberster Zollpächter nicht nur für fromme Juden ein Ärgernis war. Er war ein staatlich legitimierter Ausbeuter, Erpresser – das darf nicht kleingeredet werden!

Das, was im heutigen Evangelium wirklich zum Nachdenken anregen kann und vielleicht auch berührt, da es etwas vom Wesen Gottes offenbart, ist ein kleines Wort: das Wort „müssen“ – „ich muss“.

Als sich Jesus bei Zachäus selbst einlädt, tut er dies mit den Worten: „Ich muss heute bei Dir zu Gast sein“. Eigenartig! Im Evangelium findet man in der Regel keine rhetorische Floskel. Was meint das? Wer diesem Wort in den Evangelien nachgeht, macht eine Entdeckung: In den meisten Fällen ist dieses Wort – auf Christus bezogen oder von Ihm selbst gebraucht: „ich muss“. Und so meint es eine zwingende Notwendigkeit, die ihren Grund im Willen Gottes, des Vaters, hat. Etwas muss so sein, etwas muss so geschehen, weil dadurch etwas offenbart werden soll, sich etwas zeigen soll, weil nur so Gottes Plan ans Ziel kommt. Jesus sagt ja immer: „ich bin gekommen, den Willen meines Vaters zu tun – ich muss“! Dieser Wille findet letztlich sein Ziel am Kreuz: es geht um Erlösung, es geht um die Befreiung des Menschen aus der Todesverstrickung.

„Ich muss bei Dir zu Gast sein“ – Zachäus hat nichts aufzuweisen, er ist wirklich klein. Aber um ihn aufzuschließen, um die andere Seite seines Wesens hervorzulocken, gibt Jesus einen Vorschuss an Zuwendung: Ich möchte dich heilen, ich möchte das Bild der Heiligkeit in dir erneuern – Zachäus hat das zugelassen, er hat instinktiv erfasst, was ihm da geschenkt wird und so konnte er – öffentlich! – zur Beichte gehen, sich trennen von den Schlacken seiner Seele, da die Vergebung schon geschenkt war. Dafür musste Jesus kommen, dass war das Ziel seines irdischen Lebens – und das ist letztlich auch der Zweck seines bleibenden Lebens mit uns heute: ich muss bei Dir sein, denn nur so begreifst du, wer du bist, und was nicht zu dir gehört.

Liebe Schwestern und Brüder, wir Christen haben einen Auftrag in dieser Welt. Wenn wir für den Menschen eintreten, weil es uns um Gott geht, dann müssen wir auch Anwälte für das Menschenrecht sein, das in Gott seinen Grund hat: das Recht darauf, der zu werden, der ich sein soll. Das geht aber nur durch Vergebung – die kann mir nur zugesprochen werden. Das geht nur durch die Erkenntnis meines eigenen Versagens – ob klein oder groß spielt da keine Rolle, denn es überkrustet das Gesicht, das Gott mir geschenkt hat. Sein liebender Blick bricht diese Verkrustung auf – wer das einmal in der Beichte erfahren hat, der weiß, wovon ich spreche.

Ich muss bei dir sein – Jesus sagt es zu jedem von uns. Ich will dich befreien, heilen. Zachäus wusste sofort, wovon er zu befreien war. Es ist leider auch unter uns Christen zur Mode geworden, das, was Sünde genannt wird, nicht mehr zu benennen, oder es „mit sich selbst“ auszumachen – der liebe Gott wird es schon verstehen. Möglicherweise, aber dafür ist Er nicht gekommen. Er kommt, weil er muss – weil ich Ihm so sehr am Herzen liege. Ich, dessen Gesicht immer noch nicht so aussieht, wie es aussehen könnte: das Gesicht des Freundes. Ein Freund, wie Zachäus einer wurde. Amen.

32. Sonntag im Jahreskreis C – 2007

Lk 20, 27-38: Die Frage nach der Auferstehung – der Blick auf Christus

Liebe Schwestern und Brüder,

wie ist das mit der Auferstehung? Gerade im November, dem Monat, in dem wir im Besonderen der Toten gedenken, kann diese Frage im Raum stehen. Im Evangelium geht es darum und so ist dies Anlass genug, im Rahmen einer Predigt dieser Frage nachzugehen.

Die Gruppe der Sadduzäer stellt Jesus eine Frage und kleidet sie in eine Geschichte, die bei den Zuhörern natürlich Heiterkeit hervorrufen muss: so ein Kuddelmuddel kann doch im Jenseits unmöglich sein! Wer glaubt denn so etwas? Na, die Pharisäer, die glauben an ein Weiterleben, das unserem hier in etwa entspricht, nur etwas glücklicher und leidloser. Aber in diesem Fall der sieben Brüder? Es ist doch klar, so die Sadduzäer, dass es da keine Auferstehung geben kann, überhaupt nicht!

Jesus antwortet darauf – bei Matthäus und Markus sehr deutlich mit „ihr irrt euch“: Ihr geht von falschen Voraussetzungen aus, oder besser: Ihr habt etwas Entscheidendes nicht gesehen. Ihr werdet den Engeln gleich, Söhne und Töchter Gottes. Darum geht es!

Wie sollen wir das verstehen? Gerade weil auch heute unter Christen verschiedene Vorstellungen über die Auferstehung anzutreffen sind, bis hin zu einem fröhlichen Wiedersehen aller Hausgenossen nebst Hund und Katze, möchte ich der christlichen Hoffnung Raum geben. Ich tue dies durch die alte Form der Mystagogie, der Erklärung dessen, was wir im Mysterium, in der Liturgie, feiern.

Das Zentrum der Kirche ist der Altar. Nicht einfach ein Tisch oder Opferstein, sondern Symbol für Christus. Auf IHN blicken wir hin. Alles Drumherum ist letztlich Beiwerk, Verzierung. Aber nicht willkürlich. Seit der Frühzeit christlicher Baukunst waren Kirchenbauten der Versuch, die Bibel nachzubauen, konkret: die Himmlische Stadt Jerusalem. Denn, wie es im Hebräerbrief heißt: „Ihr seid zur Himmlischen Stadt hinzugetreten, zur Versammlung der Erstgeborenen“ (12,22f). Das soll der Gottesdienst abbilden. Der Altar ist gleichsam Zentrum des Kosmos, denn die ganze Schöpfung geschah im Blick auf den Sohn, auf Christus. Und diese Schöpfung wird – soll – irgendwann zu Hause ankommen: In Jerusalem. In der Feier der Liturgie sind wir damit schon verbunden, der Weihrauch, der nach oben steigt, soll das letztlich ausdrücken, soll die unsichtbare Verbindung sichtbar machen.

Wir blicken zu Christus, auf den Altar. Und was geschieht dort? Er selbst schenkt sich uns, jedem einzelnen. „Ich will bei Dir sein, in Dir sein. Lässt du das zu?“ Das ist die Frage, die jeder von uns gestellt bekommt, spätestens bei der Kommunion: „Der Leib Christi – darf Er bei Dir wohnen?“ Es ist letztlich die gleiche Frage, die der Engel Gabriel bei der Verkündigung an Maria gestellt hat. „Amen – ja, ich will, dass Du bei mir bist“.

Liebe Schwestern und Brüder, was haben die Sadduzäer und Pharisäer übersehen? Dass es bei der Frage der Auferstehung nicht einfach um ein „es geht irgendwie weiter“ geht, sondern darum, dass endlich ans Ziel kommt, was ich mein Leben lang einübe: ein Freund Christi zu sein, dem ich im Vertrauen auf Gott so ähnlich werden soll, dass der Vater in mir Züge Christi entdeckt und so deutlich wird: auch ich bin Sohn, Tochter Gottes.

Die Frage nach der Auferstehung ist die Frage nach Christus. ER bietet eine Beziehung an und fragt: wenn Du schon einen anderen, der dir am Herzen liegt, nicht im Stich lässt, wie sollte ich das erst können?

Ich hoffe, dass jeder auf das Angebot Jesu eingehen kann – und wenn es nur indirekt oder nur ganz schwach ist. Gerade bei den Menschen, die mir nahe stehen, die ich liebe, die meinem Leben Farbe geben. Wie es dann sein wird? Na so, wie jetzt schon: Dass wir nebeneinander stehen im Blick auf IHN. Und dann den Engeln gleich sind, für immer, mit Abraham, Isaak, Jakob, mit allen, die gelebt haben, leben und leben werden.

Und dieser Sehnsucht lasse ich hier Nahrung geben. Amen.